

ZÜRCHER

JOURNALISTENPREIS

2005

Preisträger 2005

Manfred Papst

**Preis Alltag/Kleine Form:
Kamasutra? Dorma bain!**

**Thomas Angeli
Daniel Benz**

Hooligans: Der Kick nach dem Kicken

Rico Czerwinski

Schande

Nico Renner

«Was mir wichtig war, wollte keiner hören»

**Meinrad Ballmer
Marco Zanchi**

**Enthüllungen im Fall Dieter Behring
(mehrteilig)**

Zürcher Journalistenpreis

Ehrentafel der bisherigen Preisträger

- | | | | |
|-------------|---|-------------|---|
| 1981 | Hugo Bütler
Peter Frey
Urs P. Gasche | 1990 | Ursula Binggeli
Colomba Feuerstein
Urs Haldimann
Toni Lanzendörfer
Josef Rennhard
Al Imfeld
Stefan Keller
Hedi Wyss
Hanspeter Bundi |
| 1982 | Caroline Ratz
Jonh Häberli
Wilfried Maurer
Hans Moser
Edmund Ziegler | 1991 | Peter Hufschmid
Christoph Keller
Christina Karrer
Ernst Hunziker
Guerino Mazzola
Isolde Schaad |
| 1983 | Andreas Kohlschütter
Gisela Blau
Gottlieb F. Höpli
Peter Meier | 1992 | Hans Caprez
Christine Fivian-Isliker
Erwin Koch
Patrik Landolt
Linus Reichlin
Mix Weiss
Nadia Bindella
Regula Heusser (Swissairpreis) |
| 1984 | Dieter Bachmann
Georg Gerster
Anna-Christina Gabathuler | 1993 | Thomas Burla
Antonio Cortesi
Sepp Moser
Kaspar Schnetzler
Walter Sturzenegger
Barbara Suter
Edith Zweifel
Peter Pfrunder (Swissairpreis) |
| 1985 | Margrit Sprecher
Herbert Cerutti
Arthur K. Vogel | 1994 | Herbert Fischer
Peter Haffner
Stefan Keller
Willi Wottreng
Brigitte Hürlimann (Swissairpreis)
Giorgio von Arb (Swissairpreis) |
| 1986 | Markus Mäder
Verena Eggmann
Hans Caprez
Klaus Vieli
Benedikt Loderer | | |
| 1987 | Christian Speich
Jürg Frischknecht
Martin Born | | |
| 1988 | Werner Catrina
Barbara Vonarburg
Christoph Neidhart | | |
| 1989 | Beat Allenbach
Hansjörg Utz
Rolf Wespe
Alois Bischof
Niklaus Meienberg
Jürg Rohrer | | |

- 1995** Erwin Haas
Erwin Koch
Herbert Cerutti
Regula Heusser-Markun
Richard Stoffel
Martin Frischknecht (Swissairpreis)
- 1996** Irène Dietschi
Lukas Lessing (Text)
Ute Mahler (Bild)
Bernard Senn
Ronald Sonderegger
Peer Teuwsen (Text)
Reto Klink (Bild)
Peter Sidler (Text) Swissairpreis
Daniel Schwartz (Bild) Swissairpreis
- 1997** Pia Horlacher
Thomas Meister
Bruno Ziauddin
Finn Canonica (Swissairpreis)
- 1998** Fredi Lerch
Christoph Keller
Christoph Neidhart
Alfred Schlienger
Peter Haffner (Swissairpreis)
- 1999** Daniel Ganzfried
Brigitte Hürlimann
Beat Kappeler
Bernhard Raos
Urs Rauber
Werner Lüdi (Swissairpreis)
- 2000** Beat Kraushaar
Martin Meier
Irena Brezná
Nicole Müller
Richard Reich
Miklós Gimes (Swissairpreis)
- 2001** Martin Beglinger
Alexej Djomin
Andri Bryner
Lisbeth Herger
Rahel Stauber
Urs Rauber
Oswald Iten (Swissairpreis)
- 2002** Jürg Ramspeck (Gesamtwerk)
Jürg Rohrer (Alltag/Kleine Form)
Arthur Rutishauser
Patrik Landolt
Stephan Ramming
Anna Schindler
Georg Seesslen
Ursula von Arx
Peter Ackermann
- 2003** Margrit Sprecher (Gesamtwerk)
Daniel Germann (Alltag/Kleine Form)
Michael Marti
Bernhard Odehnal
Cornelia Kazis
René Staubli
- 2004** NZZ Auslandredaktion (Gesamtwerk)
Daniele Muscionico (Alltag/Kleine Form)
Bruno Vanoni
Andreas Schürer
Markus Schneider
Jean-Martin Büttner
- 2005** Manfred Papst (Alltag/Kleine Form)
Thomas Angeli
Daniel Benz
Rico Czerwinski
Nico Renner
Meinrad Ballmer
Marco Zanchi

Der Zürcher Journalistenpreis 2005

«Alltag / Kleine Form»

wird

Herrn Manfred Papst

für seinen Artikel

Kamasutra? Dorma bain!

erschienen in der NZZ am Sonntag
vom 21. November 2004

verliehen.

Zürich, 30. Mai 2005

Die Jury:



Fredy Gsteiger




Susanne Mühlemann



Felix E. Müller

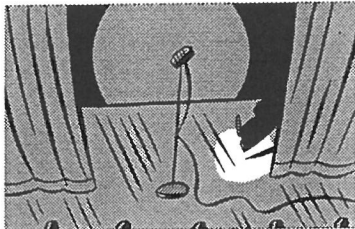


Margrit Sprecher



Peter Studer

Kamasutra? Dorma bain!



Zugabe
Manfred Papst

Polo Hofer hat in seinem langen Leben viel Gutes und viel Böses getan. Zu seinen schlimmsten Sünden zählt zweifellos der Rumpelstilz-Hit «Teddybär» mit der Zeile «Nimms Kamasutra abem Büecherstell, sisich ums Probiere ztüe», die sich dann irgendwie auf «bumsfidel» und «bis am Morge früe» reimt.

Die berndeutschen Liebesgrüsse aus der Lederhose erwähnen ein Buch, das um 1970 im obersten Regal jeder Schweizer Wohnwand stand, neben «Fanny Hill» oder einem «historisch-erotischen» Roman aus der Ming-Zeit – und genau so todlangweilig war wie diese, zumindest für Heranwachsende, die bereits instinktsicher per Interrail nach Dänemark reisten.

Damals wurde es also nichts mit mir und dem indischen Buch über die Weisheit der Liebe. Diesen Herbst aber habe ich nochmals einen Anlauf genommen. Der gut 1700 Jahre alte Text ist nämlich, neu übersetzt und kommentiert von Wendy Doniger und Sudhir Kakar, bei Wagenbach erschienen, einem meiner Lieblingsverlage. Und da ich gelesen hatte, man dürfe das Werk nicht auf die berühmte Liste der Stellungen beim Geschlechtsverkehr reduzieren, sondern habe in ihm ein historisches Kleinod von höchster Farbigkeit und Gedanktiefe zu bewundern, musste ich mich meines Tuns nicht mal schämen.

Aber ach! Ich kam nicht weit in dem roten Leinenband mit den zarten Miniaturen, auf denen ein prachtvoll bemetzter Schnauzträger und eine

perlenbehängte Schöne erstaunlich gelenkig zugange sind. Die Illustrationen sind allerdings nicht das, was man heutzutage «explizit» nennt, zehn Abbildungen auf 316 Seiten Text sind nicht eben viel, und die kulturgeschichtlich bedeutsamen Sätze wirkten auf meine müden Sinne wie sonst nur das rätoromanische Lied «Buona notg, dorma bain»: Abend für Abend schlummerte ich, kaum dass ich eine Seite gelesen hatte, ein. Meine Liebste musste mir das Buch aus der Hand und die Brille von der Nase nehmen – ein Dienst, der gewöhnlich mir obliegt.

Zwar gab ich mir redlich Mühe, «Sperlingsgetändel», «Pfauenfüsse» «Stutenfalle», «Windstoss», «Eberstoss» und «Stierstoss» säuberlich auseinanderzuhalten, die Ratschläge Babhravyas nicht mit jenen Vatsayanas und Suvarnanabhas zu verwechseln und mir zu merken, dass die Paternostererbse lateinisch *Abrus precatorius* oder auch *Flacourtia cataphracta*, auf Sanskrit aber schlicht *uchchata* heisst, der Kokkelstrauch hingegen *cocculus hirsutus* und *patalika*; ich nahm mir auch fest vor, es nicht wie Kichaka zu machen, der die Kraft von tausend Elefanten besass, aber von Bhima getötet wurde, als er nach Draupadi lüsterte. Doch bald schon machte es in meiner Seele nur noch Rhabarber Rhabarber Rhabarber, und ich war wieder weg.

So konnte es nicht weitergehen! Am Ende habe ich das Buch dem Turnverein als Tombolapreis gestiftet – und die Rumpelstilz-Platte dazu. Seit-her bin ich abends wieder verfügbar.

Laudatio

für den Artikel
von
erschienen

Kamasutra? Dorma bain!
Manfred Papst
in der NZZ am Sonntag
vom 21. November 2004

Mit der Auszeichnung Alltag/Kleine Form will der Zürcher Journalistenpreis Arbeiten würdigen, die nicht in tage- oder wochenlanger Recherche entstanden sind, sondern aus der Aktualität, aus dem journalistischen Alltag heraus.

Manfred Papst befasst sich in seinen Kolumnen mit dem Kulturschaffen im weitesten Sinne, mit einer besonderen Vorliebe für unerwartete Nebengeräusche. Papst führt uns oft in Bereiche, die wir im Feuilleton vielleicht nicht unbedingt erwarten würden – die uns dafür vielleicht umso mehr erfreuen. Da wäre etwa der Ärger des Kulturkritikers über die teure Öko-Glühbirne, die das Lesevergnügen so empfindlich trüben kann, dass sie zur blöden Funzel verkommt. Oder aber die Anleitung zum fachgerechten Verzehr von Schokolademandeln im vollbesetzten Kino. Eine Kunst für sich, und zwar eine hohe Kunst, das ahnt man schon vor der Lektüre; danach gibt es keinen Zweifel mehr.

Papsts Horizont reicht weit. Da schreibt einer, der nicht nur grosse Leidenschaft und hohe Kompetenz für Literatur und Musik mitbringt, sondern auch für den HC Davos. Der Autor lässt sein Wissen mit Selbstverständlichkeit einfließen, er schreibt sorgfältig gewählt, aber nie von oben herab und zumeist mit wohlthuender Selbstironie.

Ausgezeichnet haben wir Manfred Papst für seine Kolumne zur Neuauflage des Kamasutra, den 1700 Jahre alten Weisheiten zur Liebeskunst. Ein schwer beladenes Thema, in Zeiten, wo der sexuellen Aktivität fast unheimliche Bedeutung zukommt. Doch wir lernen bei Papst, dass man gerade dem Bedeutungsschwangeren auch banale Seiten abgewinnen kann. Dass wir vor hohen wissenschaftlichen Ansprüchen auch einmal ungestraft kapitulieren dürfen und dadurch erst den Freiraum für alle möglichen abendlichen Aktivitäten gewinnen – mit oder ohne Lesebrille. Kamasutra? Dorma bain, Schlafen Sie gut! Der Preis für die Alltagsgeschichte/Kleine Form geht an Manfred Papst und seine «Zugabe» in der NZZ am Sonntag.

Susanne Mühlemann

Der Zürcher Journalistenpreis 2005

wird

Herrn Thomas Angeli
und
Herrn Daniel Benz

für ihren Artikel

Hooligans: Der Kick nach dem Kicken

erschienen im Beobachter vom 14. Mai 2004

verliehen.

Zürich, 30. Mai 2005

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Susanne Mühleemann



Felix E. Müller



Margrit Sprecher



Peter Studer

HOOLIGANS

Der Kick nach dem Kicken

Der Match ist entschieden. Doch für randalierende Fussballfans fängt der Fight erst richtig an. Warum spielen sie regelmässig eine blutige dritte Halbzeit? Der Beobachter hat mit einigen von ihnen gesprochen.

VON THOMAS ANGELI UND DANIEL BENZ; FOTOS: MICHAEL WÜRTEMBERG





Höllenspektakel: Das Abbrennen von unerlaubt mitgeführten Feuerwerkskörpern und Fackeln gehört für viele Fussballfans zu den Highlights eines Spiels.

Ein Mittwochabend Mitte März. Die Uhr an der Tramhaltestelle Letziggraben in Zürich zeigt ein paar Minuten nach 22 Uhr, und der FC Basel ist um die Illusion ärmer, ungeschlagen Meister zu werden. Daniel Gygax, 22 Jahre jung, der Held der Rückrunde, hat für den FC Zürich das einzige Tor der Partie geschossen. Es war kein grosser Match, kein Spiel der überbordenden Emotionen und – trotz dem unerwarteten Sieger – kaum viel mehr als Alltag in der Super League, der höchsten Schweizer Fussballliga.

Doch es liegt etwas in der Frühlingsluft, als die Zuschauer sich vom Letziggrund-Stadion auf den Heimweg machen. Ein Flimmern, eine nervöse Spannung. Väter nehmen ihre Kinder an die Hand. Feierabendkicker mit FCZ-Schal und Anzug suchen nach dem Autoschlüssel und laufen schneller. Polizisten in Kampfmontur klappen die Visiere ihrer Helme herunter.

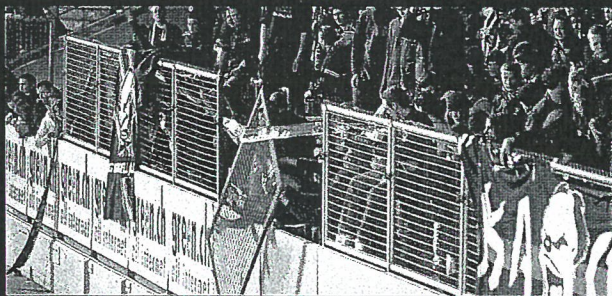
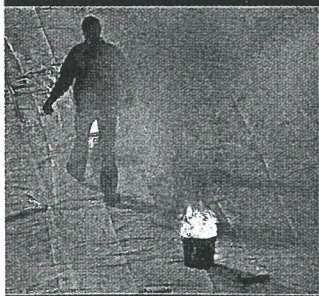
Dann geht alles sehr schnell. Beim Eingang zur Südkurve rennen zwei Gruppen junger Männer aufeinander los. Die Spannung entlädt sich in einer heftigen Eruption. Fäuste fliegen, treffen auf Augen, Backenknochen, Lippen. Eine kurze, blinde, wütende Raserei. Einer packt seinen Gegner und schmettert ihn mit dem Oberkörper auf einen Betonblock am Strassenrand. Der Geschlagene bleibt liegen, der Sieger sucht sich ein neues Opfer. Unbeteiligte Fans und Gaffer stieben aus-

basler?», ruft einer, die Faust geballt. Sie sind nicht weit, auf der Suche nach den ebenso ungeliebten Zürcher Fans. Polizisten versuchen, zwischen die Fronten zu gehen, lösen mit Wasserwerfern Scharmützel auf; vereinzelt knallen Gummischrotgewehre. Die Menge ist nervös. Rennt einer los, laufen die anderen instinktiv mit. Ein Katz-und-Maus-Spiel mit Teilnehmern, die teils kaum älter als 14, 15 sind. Am Albisriederplatz werden die letzten Schlachten geschlagen. Ein Zürcher fliegt quer über zwei Beizentische, ein anderer flüchtet sich vor dem gegnerischen Mob in die Dunkelheit einer Seitenstrasse. Gegen Mitternacht wird es wieder ruhig in Zürich Albisrieden. Die dritte Halbzeit ist vorbei.

Die Medien machen kein grosses Aufheben um die Sache: «Drei Festnahmen und einige tränende Augen waren das Resultat von kleineren Scharmützeln nach dem Match», notiert das örtliche «Tagblatt». Wenn der FCB in Zürich ein Auswärtsspiel hat, gibts jedes Mal Lämpen. Courant normal.

Unter den Fans herrscht Kastendenken

Normalität auch zwei Wochen später: Treffpunkt Brasserie, Bahnhof Basel. Die zwei Männer sind pünktlich erschienen, einer jung, einer Mitte 30. Sie wollen Erich und Remo genannt werden, ihre richtigen Namen lauten anders. Erich trägt sportliche Markenklamotten, Remo Arbeitsklei-



Schlachtfeld Zürich Letziggrund: Der FC Zürich hat 1:0 gegen den FC Basel gewonnen; die Stimmung unter den Fans ist geladen. Die Spannung entlädt sich explosiv – später fliegen vor dem Stadion die Fäuste.

einander, ein Wasserwerfer der Polizei fährt ein – der Kampf der Fussballhooligans, der «Bande Basel» gegen die Zürcher «City Boys», ist zu Ende. Die Basler haben gesiegt, wie fast immer. «Wir blieben stehen und boxten, bis wir gefallen sind», bilanziert anderntags ein City Boy leicht ernüchert im Internetforum.

Zwei der Boys werden ins Spital gebracht. Auf der Strasse schlägt derweil die Stunde der Mitläufer. «Wo sind die Scheiss-

der, auf der Brust ein Namensschild. Man sitzt zu Tisch bei Kaffee und Cola light, unterhält sich zivilisiert. Unauffällige Durchschnittstypen – Hooligans eben.

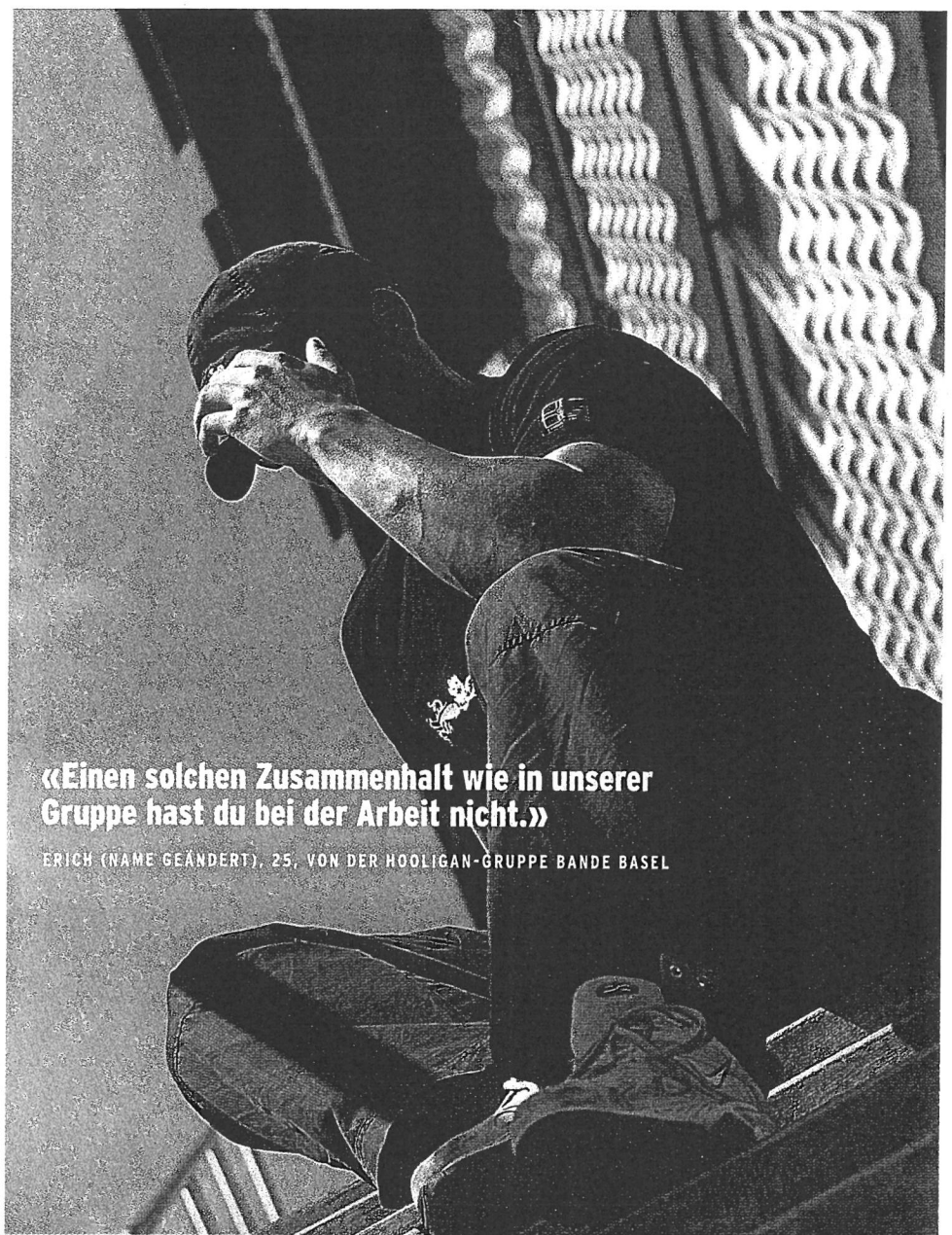
Remo, der Ältere, war nicht dabei an jenem Mittwoch in Zürich; «zu viel Arbeit», sagt er. Doch er weiss im Detail, was dort passiert ist. Auch wenn er es nicht zugeben mag: Remo ist nicht irgendwer bei der Bande Basel, sondern einer, der die Zügel in der Hand hält. Deshalb stellt er klar:

«Mit der Randal in der Stadt haben wir nichts zu tun. Wir sind Hooligans, und wenn wir unser Ding gegen die anderen Hooligans durchgezogen haben, ist der Abend für uns gelaufen.» Die anschließenden Ausschreitungen, die Hatz auf Polizisten und gegnerische Fans, die Sachbeschädigungen – das gehe aufs Konto der Ultras, der so genannten B-Fans. Sein Ton lässt Distanz spüren: Es herrscht Kastendenken unter den Fussballanhängern.

Von der Polizei werden sie nach dem international geläufigen Abc der Fangruppen kategorisiert. A-Fans, die grosse Masse, sind unproblematisch. Sie wollen nur Fussball, keine Gewalt. B steht für die eingefleischten Anhänger in der Fankurve hinter dem Tor. Sie tragen die Farben ihres Klubs, zelebrieren Choreografien und brennen Leuchtpetarden ab. Die militanten unter ihnen neigen zu unberechenbarer Gewaltanwendung, wenn sie sich provoziert fühlen. Selber sind sie Provokationen nicht abgeneigt: Damit demonstriert die Gruppe Stärke und Geschlossenheit.

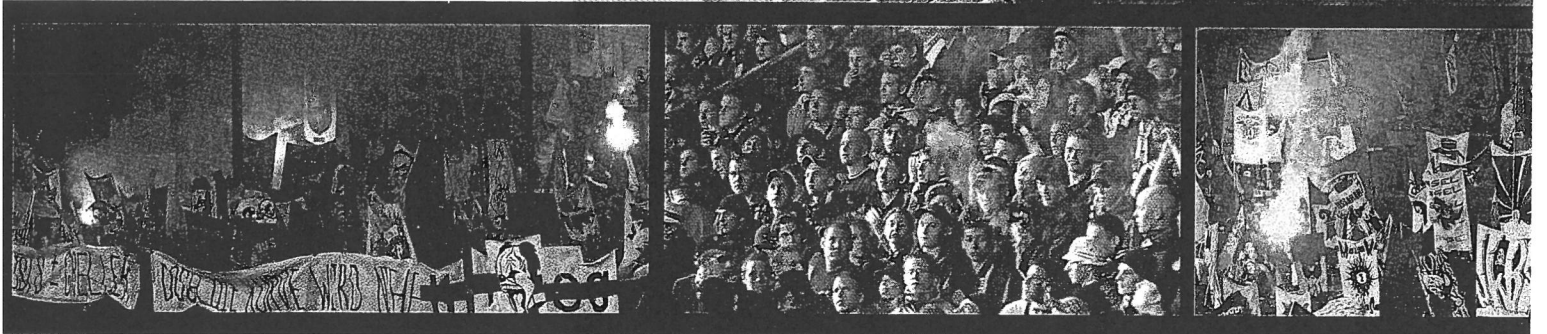
Die C-Fans schliesslich, die Hooligans nach englischem Vorbild, sind bewusst auf Prügeleien aus. Nicht auf spontane Kämpfe allerdings: Wann man sich prügelt und wer wie viele Kämpfer stellt, wird vorgängig mit den gegnerischen Hooligans genau abgesprochen.

Doch wenn die Luft brennt nach einem Match, verwischen diese Grenzen



«Einen solchen Zusammenhalt wie in unserer Gruppe hast du bei der Arbeit nicht.»

ERICH (NAME GEÄNDERT), 25, VON DER HOOLIGAN-GRUPPE BANDE BASEL



ebenso wie der Standesdünkel der Fans: Wenn C-Fans draufhauen, ziehen B-Fans nach. Fankrawalle folgen der Logik der Situation und keinem Abc.

Das stellt den Ehrenkodex, dem sich die Hooligans unterwerfen, in der Praxis bisweilen hart auf die Probe. Deren reine Lehre sieht vor: nur gegen Gleichgesinnte kämpfen, nur einer gegen einen, keine Waffen, nicht weiterschlagen, wenn der Gegner am Boden liegt.

In der Schweiz gibt es im Umfeld der Fussballvereine FC Basel, Grasshoppers, FC Zürich und Young Boys Bern sowie des Eishockeyclubs Lugano grössere Hooligan-gruppierungen; dazu kommen Splittergruppen in kleineren Städten. Welchem Verein die Prügelknaben zugehörig sind, ist für Nicht-Insider kaum erkennbar: Hooligans tragen keine Schals oder Klubleibchen, sondern kommen im Burberry-Pull-over und mit Markenjeans daher.

Die Bande Basel gilt unangefochten als die schlagkräftigste Truppe. Zum festen Bestand gehören rund 80 Männer im Alter von gut 20 bis knapp 40, vorwiegend Schweizer, aber auch Italiener, Serben, Kroaten, Engländer, Südamerikaner, Türken. Ein Querschnitt durch alle Schichten der Bevölkerung: Bankangestellte, Handwerker, Studenten, Stellensuchende. Die Bande sei unpolitisch, beteuert Leitfigur Remo, und er verwarft sich besonders da-



«Wir sind Hooligans, und wenn wir unser Ding gegen die anderen Hooligans durchgezogen haben, ist der Abend für uns gelaufen.»

REMO (NAME GEÄNDERT), 35, VON DER HOOLIGAN-GRUPPE BANDE BASEL

Tage nach dem Gespräch: «Keine Vor- und Nachnamen, die auf uns schliessen lassen, keine Hinweise auf Beruf oder Arbeitgeber.» Anonymität ist alles für einen Hooligan, «denn die meisten Bürger dieses Landes verstehen nicht, wer und was wir wirklich sind». Und trotzdem der Wunsch: «Achtet darauf, dass ihr nicht zu stark verallgemeinert. Ich und auch Erich sind Einzelpersonen, wir unterscheiden uns sowohl gegenseitig als auch von jedem anderen.»

«Wir sind alles Suchtkranke»

Was also sucht die Einzelperson Remo in der gefürchteten Bande Basel, warum prügelt er sich in der Gruppe, wo er sich ebenso gut in einen Boxring stellen könnte? Remo überlegt lange. «Hooliganismus», sagt er dann, «Hooliganismus ist eine Art Sucht. Ja, wir sind alles Suchtkranke.» Um ein Abenteuer gehe es, darum, zusammen zu sein, ein Bier zu trinken, dumm zu schwatzen. «Vielleicht macht das Illegale den Reiz aus», sucht er nach einer Erklärung, «das Adrenalin, der Kick.»

Nein, das Reissen nach diesem Kick, wenn längere Zeit nichts gelaufen ist, das habe er nicht mehr so extrem wie früher, sagt Remo.

Und trotzdem fuhr er mit Anfang Februar an den Stadtrand von Zürich zum «gepflegten 30:30» gegen die Zürcher Hardturm-Front. 30 Mann standen auf jeder Seite, die Basler in weissen T-Shirts, die GC-Hooligans in Schwarz. Ein blutiger



gegen, ein Sammelbecken von Rechtsextremen zu sein. «Dass sich einer ein Hakenkreuz tätowieren lässt, entzieht sich meiner Vorstellung von Intelligenz», sagt er. Und: «Bei uns gibts auch SP-Wähler.»

Remo hat seit vier Jahren Stadionverbot in der ganzen Schweiz. Bei Heimspielen des FCB kommt er trotzdem ins «Joggeli», dank einem Arrangement mit dem Verein: Die Freundin muss mit dabei sein, und der eigentliche Fanssektor, die Muttenzer Kurve, ist tabu. Seine Liebe zum FC Basel aber bleibt, auf immer und

ewig eintätowiert auf der linken Brust. Das Bild ist 20 Jahre alt, die Farben sind verblasst. Selber Fussball spielen durfte der junge Remo nicht, die Eltern verboten es. Stattdessen wurde er Fan. Erst als normaler Matchbesucher, dann als B-Fan. Am Ende der Leiter steht der Hooligan Remo.

Ein Mann, 35 Jahre alt, von mittlerer Statur, sozial integriert, mit einer festen Beziehung und einem guten Job. Jemand, der seine Worte sorgfältig wählt und weiss, was er will: «Bitte folgende Parameter einhalten beim Verfassen der Story», mailt er

Kampf fernab vom Stadion, ohne Zuschauer, ohne Mitläufer. «Feld, Wald, Wiese» nennen die Hooligans diese Spielform, eine Art Aufbautraining in der fussballfreien Winterpause. Remo durfte nicht mitmachen, die vereinbarte Alterslimite lag bei 30 Jahren. Er fotografierte, stellte die Fotos danach ins Internet. Über die Qualität des Kampfs, der knappe drei Minuten dauerte, wurde im Diskussionsforum der Bande Basel noch tagelang geschwärmt.

Auf dem Feld war die Polizei – für einmal – nicht mit von der Partie. Sie hatte

man bezüglich Austragungsort auf eine falsche Fährte gelockt. Solch ungestörte Kämpfe kennen die Basler Hooligans sonst nicht. Wenn immer sich eine Aktion abzeichnet, rüsten sich die Polizeikräfte mit einem massiven Aufgebot an Beamten in Kampfmontur. Grosseinsätze bei so genannten Risikospielen – Partien mit dem FCB oder Zürcher Derbys – kosten schnell einmal 100 000 Franken.

Die Basler Polizei steht im Ruf, besonders rigide gegen die Fanszene aufzutreten. Das trägt ihr den Vorwurf ein, die regelmässige Eskalation der Gewalt unnötig anzuheizen. Doch für Enrico Meier, Chef des zuständigen Fahndungsdienstes der Kantonspolizei Basel-Stadt, gibt es kein Abrücken von der Null-Toleranz-Strategie: «Raufhandel und Landfriedensbruch können wir nicht zulassen. Schliesslich besteht auch eine Gefährdung Dritter.»

Meier hat in den letzten Jahren eine zunehmende Radikalisierung festgestellt. Sorgen bereiten ihm insbesondere die gewaltbereiten, zunehmend jüngeren B-Fans, die sich im Windschatten der Hooligans unkontrolliert austoben. Der Alkohol trage das Seine dazu bei: «Je höher der Pegel, umso tiefer die Hemmschwelle.»

Das personifizierte Feindbild der Fans

Das weiss niemand so gut wie Mario Rupp. Der Beauftragte für Hooliganismus bei der Basler Polizei ist der Mann, der am besten über den harten Kern der FCB-Supporter

hat für ihn nur ein schiefes Grinsen übrig. Überhaupt hält sich Erich freundlich zurück. Das Reden überlässt er lieber seinem älteren Kumpan Remo. Der 25-Jährige ist einer, mit dem man nicht Streit haben will: gross, athletisch, Oberarme wie Baumstämme. Der frühere Spitzensportler stählt seinen Body heute im Fitnessstudio.

Der Sport, in dem er es bis ins Nachwuchskader der Nationalmannschaft gebracht hat, ist nicht Fussball. Erich gehört zur jüngeren Garde der Hooligans, für die der FCB und der Fussball nicht Lebensinhalt sind, sondern eher die Kulisse, vor der sie ab und zu ihre Kräfte testen. Zur Bande, die längst nicht jeden bei sich aufnimmt, ist er über Kollegen gestossen. Man hat ihn dort behalten, weil er die wesentlichen Kriterien eines Bandenmitglieds erfüllt: standhaft im Kampf, stets für Einsätze verfügbar, verschwiegen. Ihm selber gefällt der Zusammenhalt, den er bei den Feldzügen der Gruppe erlebt: «So etwas hast du bei der Arbeit nicht.»

Erich weiss, dass er es manchmal zu weit treibt. So wie an jenem Novemberabend 2002, als er am Vortag des Champions-League-Spiels des FC Basel gegen Liverpool nach Zürich fuhr, um sich mit englischen Hooligans zu prügeln. Der Kampf eskalierte, und vor allem: Erich brach den Kodex der Hooligans. Seine mitgebrachte Waffe, ein Molotowcocktail, flog ins Innere des McDonald's-Restaurants, in das die zahlenmässig krass unterlegenen Eng-

Fans, demolierte Telefonkabinen, ein zerstörter Kiosk, 14 verletzte Polizisten. In Diskussionsrunden suchten Experten nach Erklärungen. Die Randalierer wurden identifiziert und angeklagt. Erich war das einzige Mitglied der Bande Basel, das dabei war. Zufällig, sagt er, er sei auf dem Weg zu einer Party gewesen.

«Da hat es so kommen müssen»

An einem Montagmorgen Ende März muss er dafür geradestehen. Das Strafgericht Basel-Stadt tagt für einmal in der Polizeikaserne Spiegelhof, im Theoriesaal, wo sonst die Polizeimusik übt. Hinter 30 Namensschildern sitzen 30 Angeklagte: junge Männer mit Kurzhaarfrisur, einige mit Glatze, alle etwas verloren in der ungewohnten Situation. Nichts erinnert an die Schlagkraft der Gruppe, die am Fernsehen zu sehen war. «Ein Schauprozess» sei das, kritisiert ein Anwalt. Er ist im Saal der Einzige mit langen Haaren.

Ruhig sehen sich die Angeklagten das Beweismaterial an: Videoaufnahmen einer Privatperson, anhand deren die Polizei Rädelsführer und Mitläufer identifiziert hat. Unruhig wird es im Saal erst, als Aufnahmen einer Überwachungskamera im Stadion abgespielt werden: als zwei Polizisten zu sehen sind, von denen einer Pfefferspray in die Masse der Fans spritzt, um einen Kollegen zu beschützen. Dieser, so sagt der Polizist im Zeugenstand aus, sei gestolpert, dann gestossen worden, und



Bescheid weiss. Er hört sich die Ausführungen seines Chefs Meier mit stoischer Miene an. Nur bei der Frage, wie er denn das Verhältnis zu den Fans beschreiben würde, zeigt er Emotionen: «Zehn Jahre Ringen um Akzeptanz», sagt er mit bitterem Zynismus. Tatsächlich ist Rupp für die Fans das personifizierte Feindbild des repressiven Polizisten. Man unterstellt ihm, seine Mission gegen gewalttätige Fans auf der persönlichen Ebene zu führen.

Unterdurch ist Polizist Rupp auch für den Bande-Basel-Hooligan Erich: Er

länder geflüchtet waren. Immerhin habe er das explosive Benzingeschoss nicht angezündet, versichert er. Das besorgte später ein Kollege mit einem Leuchtgeschoss.

Erich lacht leicht verlegen. Die Sache ist ihm unangenehm. 14 Monate Gefängnis bedingt haben ihm der Wurf und eine weitere Geschichte eingebracht, an der er beteiligt war: eine Strassenschlacht im August 2002, nach einem Meisterschaftsspiel Basel gegen Luzern. Tele Basel zeigte tags darauf Bilder, wie sie die Schweiz kaum kennt: gegen die Polizei randalierende

**Schlachtfeld Zürich Hardhof:
Die Hooligans der Zürcher
Hardturm-Front (in Schwarz)
treten gegen die Bande Basel
(in Weiss) an. Ein Kampf fernab
vom Stadion, zur Aufwärmung
für die kommende Spielsaison.**

um ihn herauszuholen, habe er zum Spray greifen müssen. Das sei eine bewusste Provokation gewesen, sagt einer der Angeklagten in der Pause, «da hat es so kommen müssen». Dann mag er nicht mehr reden, nur noch dies: «Mir geht es nicht um Gewalt, mir geht es um Fussball.»

Stimmt, sagen auch Markus und Simon, beide 20-jährig, beide Maturanden und mit jeder Körperfaser FCB-Fans: «Die Polizei hat provoziert. Wenn wir ein Gewaltproblem haben, dann mit der Polizei.» Aber Gewalt als Programm, nein, das sei nicht das Ding ihres Fanklubs. Eines Fanklubs notabene, dessen Name an dieser Stelle keine Rolle spiele. Und «situativ gewaltgeneigte B-Fans», wie es im Polizeijargon heisst, das seien sie auch nicht. Oder allenfalls in Ausnahmesituationen: «Ich legitimiere Gewalt, wenn unsere Freiräume eingeschränkt werden», sagt Markus, «also wenn zum Beispiel die Polizei Leute aus dem Fanblock rausholt.»

Ihr Fanblock im heimischen Stadion ist die Muttenzer Kurve, dort, wo der St.

«Ich legitimiere Gewalt, wenn unsere Freiräume eingeschränkt werden.»

MARKUS (NAME GEÄNDERT), 20, FAN DES FC BASEL



Jakob-Kessel am heissesten brodelt. «Wir sehen uns als Ultra-orientierte Fans», erklärt Simon, der im richtigen Leben nicht Simon heisst, ebenso wenig wie Markus tatsächlich Markus ist. Ultra steht für die von der italienischen Fanbewegung geprägte Art, Stimmung auf den Rängen zu machen: aufwändig inszenierte Choreografien für den Einlauf der Mannschaften, Transparentaktionen, Gesänge.

Diese Formen zählen zu den positiven Erscheinungen einer Fankultur, die im Schweizer Klubfussball seit einigen Jahren stark im Kommen ist. An den bei Erlebnisfans nicht minder beliebten Pyro-Shows, also beim Abbrennen von Feuerwerkskörpern und bis zu 1600 Grad heissen Seetoffackeln, entzündeten sich hingegen immer wieder Konflikte mit Vereinen. «Wir plädieren für Selbstkontrolle», versichert Simon. Und Markus schiebt nach, dass «die Erfahrungen zeigen, dass der 1. August wesentlich gefährlicher ist». Darüber, wie die «Bengalen» trotz Security ins Sta-

dion gelangen, wollen die beiden nicht sprechen: «Es gibt Wege.» Und die Vermummung vor dem Abfeuern «ist einfach nötig, um der Repression zu entgehen».

Der nächste Krawall ist programmiert

In Basel ist das Verhältnis der gegen 1000-köpfigen Gruppe der Hardcore-Fans den FCB-Verantwortlichen gegenüber besonders gespannt. «Es wird Stimmung gegen uns gemacht», sagt Markus, «wir werden behandelt wie Randständige.» Den Ultras ist alles zuwider, was das moderne, auf Kommerz getrimmte Fussballbusiness ausmacht. Die Erfolge im Kampf dagegen bleiben bescheiden. Das höchste der Gefühle ist, dass ein Teil des Muttenzer Sektors von den Schalensitzen befreit wurde, die den Kurvenfans ein Gräuöl sind.

Vorsichtig auf Distanz geht die Ultra-Bewegung zu den Hooligans der Bande Basel. Simon hat den Eindruck, dass die C-Fans «in letzter Zeit die Randal-Geschichten auf uns abschieben. Dabei läuft

Schlachtfeld Basel St. Jakob:
Nach dem Meisterschaftsspiel Basel gegen Luzern im August 2002 kommts vor dem Stadion zu Ausschreitungen zwischen Ultras und der Polizei.

es bei ihnen nicht immer nach Plan, und dazu sollten sie stehen.» Dass es aus den Reihen der Ultras Überläufer gibt, die nicht abgeneigt sind, wenn vor oder nach dem Spiel die Post abgeht, bestreitet indes auch er nicht. Doch: «Wir sind zu viele, als dass sich das kontrollieren liesse.»

Am kommenden Sonntag steht für Remo und Erich, Simon und Markus die nächste Reise nach Zürich an. Basel, der neue Meister, spielt gegen den alten, die Grasshoppers. Der Match wird in eine dritte Halbzeit gehen, das steht fest. Schuld daran will aber niemand so richtig sein. ■

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Hooligans: Der Kick nach dem Kicken
Thomas Angeli und Daniel Benz
im Beobachter vom 14. Mai 2004

Fussball-Spiele sind auch in der Schweiz in letzter Zeit vielfach von gewalttätigen Ausschreitungen begleitet. Unser Land scheint in dieser Hinsicht Entwicklungen nachzuholen, die in manchen Staaten Europas leider längst zum sportlichen Alltag gehören. In ihrem Beitrag versuchen Thomas Angeli und Daniel Benz, die Motive der Fussball-Hooligans zu ergründen. Es ist ihnen gelungen, mit Vertretern dieser Szene in Kontakt zu treten, um den Beweggründen und Motiven dieser Gruppierung auf die Spur zu kommen. Auf diesen Gesprächen sowie auf den Aussagen von Fachleuten der Polizei basieren ihre Ausführungen, die dadurch einen authentischen Charakter erhalten und teilweise zu überraschenden Ergebnissen führen, etwa was das Verhältnis der Hooligans zum Rechtsextremismus betrifft. Die Einordnung dieser neuen Gewaltszene führt zusätzlich zu einer instruktiven Analyse der Fankultur in den und um die Fussballstadien. Der Beitrag von Thomas Angeli und Daniel Benz ist gut recherchiert und verständlich geschrieben. Nach der Lektüre versteht man besser, weshalb Ausschreitungen zu einem regelmässigen Begleitphänomen von grossen Sportanlässen geworden sind. Und man ist erstaunt und wohl auch bestürzt, mit welcher Selbstverständlichkeit die Angehörigen dieser Szene Gewalt als Möglichkeit sehen, ihrem privaten Leben einen gewissen «Kick» zu geben – so wie etwa andere Menschen Fallschirm springen oder sich an einem Gummiseil aus Seilbahn-Kabinen fallen lassen.

Felix E. Müller

Der Zürcher Journalistenpreis 2005

wird

Herrn Rico Czerwinski

für seinen Artikel

Schande

erschienen in Das Magazin Nr. 26 vom 26. Juni 2004

verliehen.

Zürich, 30. Mai 2005

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Susanne Mühlemann



Felix E. Müller



Margrit Sprecher



Peter Studer

SCHANDE

IM DEZEMBER 2003 TÖTET EIN EHEPAAR IN ZÜRICH-WITIKON SEINE KINDER UND SICH SELBST. Als Motiv für die Tat vermutet man finanzielle Schwierigkeiten. Doch in einem Abschiedsschreiben geben die Eltern der Gesellschaft die Schuld an ihrem Untergang. Haben sie Recht?

**TEXT
RICO CZERWINSKI**

IN DEM HAUS am Ende der Siedlung entdecken Beamte nach dem Tod der Familie Briefe, in denen die Eltern ihre Gründe für die Morde und Selbstmorde erklären. Am Tag nach den Funden fasst Bezirksanwalt Rolf von Allmen sie mit den Stichworten «finanzielle Probleme» und «den Kindern die Schande des Weiterlebens ersparen» zusammen.

Nach ersten Meldungen strömen Menschen zum Tatort. Frauen und Mädchen weinen. Nachbarn berichten, die Eltern hätten «über ihre Verhältnisse gelebt». Teekerzen werden entzündet. Auf Trauerkarten steht: «Wir

begreifen es nicht.» Zeitungen erklären zwei Morde und zwei Selbstmorde mit schätzungsweise 200 000 Franken Schulden und einer drohenden Zwangsäumung.

Im Haus erfahren Beamte aus Briefen vom «letzten Willen» der Täter.

Beamte teilen Verwandten mit: Die Täter wünschen sich, mit ihren Opfern verbrannt zu werden. Die Täter wünschen, dass man sie mit ihren Opfern vermischt – und dann verstreut, an einem für Menschen unzugänglichen Ort.

NACHBARSCHAFTSGESCHICHTEN

«Die Familie fiel ein wenig auf. Sie war ein wenig laut. Sie lebte früher am Hang in Herrliberg. Früher lebte die Familie in einer Villa mit Pool», sagt Nachbar eins.

«Sie hatten Schulden. Sie waren verschwenderisch. Sie nahmen den Mund etwas sehr voll. Als die Genossenschaft der Siedlung, die Liberale Baugenossenschaft Zürich, in Finanzschwierigkeiten kam, traten sie unpassend auf. Als die Mieter beschlossen, ihre Häuser zu kaufen, konnten sie nicht. Sie hatten «Zahlungsschwierigkeiten», sagt Nachbar zwei.

«Dann unterschrieben sie einen Kaufvertrag. Aber zahlten nicht. Dann kündigten sie. Aber zogen nicht aus. Und zahlten keine Miete mehr», sagt Hansjörg Sörensen, Präsident der Genossenschaft. →

«Am Morgen ihrer Entdeckung sollten sie aus der Wohnung gewiesen werden», sagt ein dritter Nachbar. «Ihre Kinder haben sie geliebt. Ihren Kindern haben sie alles geschenkt. Ihr Sohn hat immer die teuersten Töffli gehabt. Sie haben sie geliebt.»

ERMITTLUNGSERGEBNISSE

Im Oktober kauft Manfred Munition. Er wirkt wie ein Mann mit Sachverstand. Er wählt eine streuungsarme 7,5-Millimeter-Militärkarabiner-Munition mit hoher Durchschlagskraft. Am Vorabend der Tat sagt Irene zu einer Angestellten ihres Taxiunternehmens: Ich muss nach Hause. Abendessen kochen. Obduktion: 700 beziehungsweise 1100 Nanogramm eines Schlafmittels pro Gramm der Muskulatur in den Körpern der Kinder. Grossflächige Schussverletzungen im Kopfbereich von Kindern und Eltern.

ERKLÄRUNG DER TÄTER

«Wir haben aus eigener Kraft und bei vollem Verstand die Tat verübt. Unsere Kinder wären ohne Obdach und ohne Arbeit nur Geächtete dieser Gesellschaft geworden, ohne Rechte auf ein annehmbares und menschenwürdiges Dasein. Sie hätten für uns büssen müssen, weil das System bei uns falsch läuft. Nach einem Konkurs gibt man uns keine Chance mehr. Nur Geld zählt in dieser trostlosen Gesellschaft. Der Betrug, wie er hier mit diesen Häusern gelaufen ist und dies alles unter dem Deckmantel der Stadt – skandalös.»

FAMILIENGESCHICHTE

Manfred wird 1946 in Schwamendingen geboren, Irene 1950 in Meilen. In Irenes Erinnerungen liegen Erzählungen vom Grossvater begraben, der eines Nachts beim Spiel seine Pferdekutsche, sein Haus im Jura und die Uhrenfabrik verlor, worauf ihr Vater als Gassenjunge in Frankreich auf Märkten stahl, in Heimen lebte, als Verdingkind zu Schweizer Bauern kam. Der Vater hat sich später zum selbstständigen Autolackierer hochgearbeitet, die Familie lebt in mittelständischen Verhältnissen. Irene bezeichnet die Geschichten ihres Vaters Verwandten zufolge schon als Zehnjährige als «hundert Jahre alte Geschichten», als «Geschichten aus einer anderen Zeit»,

die «zurückliegen», «vorbei sind», nach denen man «nach vorne schauen» muss. Sie ist fünfzehn, ihr Vater stirbt. Die Familie lebt von Witwen- und Waisenrenten und vom Lohn der Mutter, einer Schuhverkäuferin. Irene ist siebzehn, sie arbeitet einer Schwester zufolge hart. Sie lügt oft. Sie mistet im Sommer beim freiwilligen Landdienst Kühe aus, sie achtet auf die Schleife in ihren Haaren. Irene lügt schlecht. Sie gibt sich vornehm. Sie weiss, wie sie mit ihren schwarzen, langen, naturgelockten Haaren und ihren grossen Augen wirkt und wie sie durchsetzt, was sie verlangt. KV

**Im Oktober kauft Manfred Munition.
Er wählt eine streuungsarme 7,5-Millimeter-Militärkarabiner-Munition mit hoher Durchschlagskraft.
Am Vorabend der Tat sagt Irene zu einer Angestellten:
Ich muss nach Hause. Abendessen kochen.**

bei der Sparkasse in Meilen. Sie schafft das KV nicht. Sie macht die Anlehre. Sie fragt die Mutter, ob sie ihr Geld für ein Segellager gibt.

Sie will mit einer Clique von zwanzig Leuten nach Holland Segeln fahren. Eine Zufallsbekanntschaft. Irenes Familie nennt sie eine Clique von «Mehrbeseren aus Zürich». Irenes Familie besitzt ein Ruderboot. Zu der Clique gehören die Tochter der Bäckerei Buchmann sowie Töchter von Professoren und ihren Freunden vom Zürichberg. Als sie aus Holland zurückkommt, ist sie begeistert: von den Wellen, und weil sie einen Mann kennen gelernt hat. Der am Sonntag nach der Rückkehr in Meilen mit einem Strauss Rosen über die Ledersitze eines antiken weissen Mercedes-S-Klasse-Cabriolets springt.

Manfreds Erscheinung hat schon damals ein wenig getäuscht.

Im Segellager müssen sie sich gleich verbündet gefühlt haben. Er ist in einem der engen Arbeiterreihenhäuser im Schwamendingen der Fünfzigerjahre gross geworden. Auch sein Vater hätte Geschichten von Aufstieg und Fall erzählen können. Er war vor dem Krieg Prokurist der Filiale einer Schweizer Bank in Berlin, und Manfreds Mutter war eine deutsche Halbjüdin. Doch nach der Flucht, zurück in der Schweiz, zerteilte der Banker Schweine im Schlacht-

hof, war der «Deutsche», der in Jahren der Rationierung mit am Napf stehen wollte, und Manfred war zwei- bis vierjährig, als seine Geschwister ihren Vater erhängt im Keller fanden.

Der zwölfjährige Manfred züchtet Kaninchen. Er hat drei Brüder und eine Schwester, er ist der Jüngste, die Kindheit der fünf ist durch eine starke Mutter geprägt. Manfred ist still. Nachdem man ihm den Stall angezündet hat und die Kaninchen verbrannt sind, kauft er keine neuen, er schliesst den Stall ab. Er sieht seine Mutter Treppenhäuser putzen gehen, er sieht seine Mutter die Ar-

beit annehmen, die kommt. In der Schule wird über ihn gelacht, seine Klassenkollegen nennen ihn «Knieli», nach dem Zirkus, aber Manfred will nicht Clown sein. Er bekommt breite Schultern und behält sein hübsches Gesicht. Wohl die einzige Freundin, die er in seiner Jugend hat, ist mehrere Jahre älter als er. Er macht ein Werkjahr. Eine Lehre als Maurer. Er kauft ein altes, weisses Cabriolet, weisse Jeans und kämmt sich die Haare jetzt anders als früher.

1967–1972

In den ersten Monaten telefonieren sie abends immer etwa eine Stunde lang. Irene zieht als Wochenendaufenthalterin in seine kleine Wohnung in Schwamendingen. Nach der Lehre arbeitet sie als Sachbearbeiterin im Devisenhandel einer amerikanischen Bank in Wollishofen. Sie spielen mit Freunden «Monopoly» oder Börsenspiele, Manfred macht alle verrückt mit seiner Korrektheit, nach jedem Gewinn bündelt er sorgfältig die Scheine. Sie sind befreundet mit Peter. Peter ist halbtags Banker und halbtags Bandmanager, er hat, wie Irene sagt, «eine Band unter sich». Irene ist 22, Manfred 26, als sie 1972 in Stäfa heiraten.

1973–1979

Sie besteht knapp die Abendsekretärinnenschule. Sie ist bei einem Kleinverlag angestellt. Sie haben eine schön eingerichtete Wohnung mit Palisanderholzschränkwand, hellen Ledersesseln und Revox-Anlage. Bis Anfang 1976 arbeitet Irene beim Baumeisterverband, dann als Hilfsbuchhalterin in einer Buchhandlung in der Weinbergstrasse. Sie träumt von einem Jaguar. Sein Traum ist ein Porsche. Sie borgen sich etwas. Sie kaufen sich einen Porsche, einen kleinen, einen «Damen-Porsche». Aussagen von Bekannten zufolge fällt Irene in dieser Zeit erstmals mit Geschichten über Schwächere, aber auch Vorgesetzte auf. Bekannte sagen: Sie glaubte das. Irene glaubte: Die Kollegin arbeitet nicht fleissig genug. Irene erzählte herum: Der Chef ist schon früh am Morgen betrunken. Manfred macht die Ausbildung zum Polier. Er baut an der jüdischen Synagoge in der Enge mit. Am Zürichberg baut er, wie Irene erzählt, «einem Prominenten ein Haus mit Goldwasserhäh-

nen». Er berät Verwandte in diesen Dingen. Er ist Baupolier. Er mag seinen Beruf. Irene mag seinen Beruf nicht. Irene nennt Maurer einen «dreckigen» Beruf. Irene nennt Manfred Knieli.

1980–1986

Sie ziehen aus dem Block in Schwamendingen nach Itschnach bei Küssnacht in eine schöne Wohnung in der Nähe der Kunsteisbahn bei der St.-Raphael-Klinik. Die Miete beträgt 2500 Franken. Sie leisten sich etwas. Sie lassen es andere spüren. Ein enger Verwandter sagt: «Wenn sie Bewunderung in den Augen der anderen sahen oder dass man beeindruckt war, das hatten sie gern, und am liebsten war ihnen, wenn jemand sagte: Das möchte ich auch.» Irene vertreibt für das Drogerieunternehmen Amway Produkte per Direkt-Marketing, sie versucht, im Freundes- und Bekanntenkreis Unterkunden zu akquirieren. Freunde, die Manfred damals kennen lernen, bezeichnen Irene als «ein- bis zweihundertprozentiges Arbeitstier», ein Freund sagt: «Sie hatte ein wahnsinniges Geltungsbedürfnis, und sie hat mit allen Mitteln versucht, Geld zu akquirieren». Irene rechnet die Einkünfte für die nächsten Jahre hoch, Konjunkturunbrüche

**Manfred plant eine Villa.
Mit Fensterfront zum Zürichsee, mit Billardzimmer, riesiger
Terrasse, nebenan Pool, Garten.
Sie legen vor Verwandten die Pläne auf den Tisch.
Ein Verwandter fragt: «Ja du, aber geht das auf?»**

sind nicht enthalten. Sie hat in der ersten Hälfte der Achtzigerjahre, wie sie einer Schwester erzählt, das Gefühl, sie könnten alles erreichen, «we can get it if we really want».

Manfred arbeitet seit Ende 1979 als Instruktor auf der Gewerbeschule. Man kann sie beide nur selten mal stehen bleiben, sich küssen, sich umarmen sehen. Manfred bekundet Interesse an anderen Frauen. Irene zieht Manfred auf. Irene stichelt: Knieli, du bist blöd. Knieli wird handgreiflich. Aber er verletzt sie nicht. Am nächsten Morgen ist alles wie immer. Freunde empfinden Manfred als einen «Netten», zu dem es nicht passt, sich mit jemandem zu streiten. «Manfred konntest du, wenn du mit

ihm allein warst, einen Waschlappen nennen, weil er sich von seiner Frau alles sagen liess, und er wollte sich nicht streiten und lächelte nur.»

Wenn es warm ist, grillieren sie auf dem Cheminee, sie sind im Kegelklub aus Manfreds Polierschulzeiten. Er bekommt eine Stelle bei der Baupolizei. In Gesprächen mit Freunden geht es um «repräsentative Autos», Reisen, den Ausbau von Wohnungen. Sie geben Bekannnten Tipps zu Banken mit günstigen Darlehenszinsen. Ihre Schulden betragen 1985 etwa 150 000 Franken. Auf einer Amerikareise sagen sie einander im Flugzeug, wenn sie jetzt abstürzten, würden sich ein paar Leute über ihr Erbe ärgern. Später erzählen sie Verwandten davon und sagen, bei dieser Vorstellung hätten sie sich «einen Ranzen voll» gelacht.

1986–1992

Irene wird schwanger. Ehekrise. Auf einer Wanderung im April 1986 erzählt sie einer Schwester: Gerade wolle sie sich selbstständig machen und «jetzt so ein scheiss Goof». Auf Manfreds Arbeitsstelle erschiesset sein Vorgesetzter, der Zürcher Bauamtsleiter Günther Tschanun, wie man damals sagt «aus Rache für eine Intrige», vier seiner Mitarbeiter. Manfred erwähnt später hin und wieder die Tat. Am 23. Mai 1986 wird Florian, Flo, geboren. Irene gründet eine Personalvermittlung, die Imvos. Auf Bekannte wirkt sie in dieser Zeit wie «eine Managerin», stets sehr gerade, den Kopf sehr erhoben, eine feste Stimme. Manfred wird zunehmend als Mann ohne Eigenschaften geschildert. «Seine einzige Leidenschaft waren Autos. Manfred hat immer grosse Autos gekauft – und nie von der Stange oder Occasion.» Bei Freunden taucht er fast nur noch im Schlepptau von Irene auf. Er entwickelt einen Reinlichkeitstick. Er duscht mehrmals täglich und wäscht sich dauernd die Hände. Anfang November 1986 feiert Manfred seinen 40. Geburtstag. Sie mieten in der ganzen Schweiz Oldtimer mit Chauffeur zusammen. Die Gäste tragen Kleider aus den Vierzigerjahren. Wenig später fahren sie mit einem Bauplan herum. Irenes Geschäft scheint sich zu beleben. Sie haben Land in Herrliberg gekauft. Manfred plant eine Villa. Mit Fensterfront zum Zürich-

see, mit Billardzimmer, riesiger Terrasse, nebenan Pool, Garten. Sie legen vor Verwandten die Pläne auf den Tisch. Am Schluss legen sie einen persönlichen Katalog der Porsche AG dazu. Mit Manfreds neuem massgeschneiderten 150 000-Franken-Carrera.

Ein Verwandter fragt: «Ja du, aber geht das auf?»

Sie lachen, schauen sich an. Schlagen sich mit der Hand auf die Schenkel.

«Ja, was meinst denn du, was wir zusammen verdienen...?»

Freunde sagen: Die beiden waren ergriffen von ihren Lebensaussichten.

Der letzte nachweisbare Aussenkontakt der Familie ist ein Telefonat Irenes um 23 Uhr 30. Sie ruft eine Fahrerin an, um mit ihr den Einsatzplan zu besprechen. Am nächsten Tag bleiben die Vorhänge des Hauses zugezogen. Kati ist nicht mehr in der Schule.

Später führt Manfred den Porsche vor. Manfred weist auf den Sound hin. «Er ging voll drin auf. Und wenn man ihm sagte, eine tolle Sache, wuchs er um zwei Meter.»

1988 wird die Villa fertig. Manfred hat beim Bauamt gekündigt, sich anschliessend ganz der Bauführung gewidmet. Geplante Kosten: 1,5 Millionen. Tatsächliche Kosten nach Aussage der beiden gegenüber Verwandten: 2,5 Millionen. Manfred hat das ganze Haus bis zum letzten WC mit Bang und Olufsen verkabelt. Überall Überwachungskameras. Manfred macht sich selbstständig. Er gründet die Firma MS Baumanagement. Am 20. März 1989 wird Kati geboren, die laut Ausweis Katharina Debora heisst. In die luxuriös ausgestattete Einlegerwohnung zieht ein Kindermädchen.

Verwandte sagen: «Wir grübelten: Wie finanzieren die das? Sie hatte die Firma noch gar nicht so lange.»

Dann die Hochkonjunkturphase am Ende der Achtzigerjahre. Irene hat ihr Büro im Seefeld. Sie verdient in kurzer Zeit sehr viel Geld. Für die Vermittlung von Top-Kadern kassiert sie jeweils ein bis zwei Monatslöhne Provision. Wieder liegen Baupläne auf dem Tisch. «Das ist jetzt Tessin. Das kaufen wir.» Eine Wohnung in Brione sopra Minusio über dem Lago Maggiore. Die Finanzierung bezeichnet Irene als «kein Problem». In

Wirklichkeit hat sich Manfred sein Pensionskassengeld auszahlen lassen. «Die Wohnung muss sein, so eine Wohnung gehört mit dazu, es ist Manfreds Traum. Die Wohnung ist für unser Alter.»

Verwandte äussern sich damals, wenn überhaupt, sehr diskret. Kaum Zweifel oder Kritik an Manfred und Irene. Verwandte sagen heute: «Wir sind keine indiskreten Personen.»

Als am 9. Juli 1990 Irenes 40. Geburtstag gefeiert wird, ist sie am Ziel. Ein Schiff fährt über den Zürichsee. Die Gesellschaft trägt Hut. Der vierjährige Flo Smoking. Die Gesellschaft geht in Zürich

an Bord. Irene stellt die Gäste mit Rang und Namen vor. In Herrliberg wird angehalten. Flo geht mit dem Kindermädchen an Land. Er winkt am Quai, er sieht traurig aus, das Boot fährt wieder ab, die Gesellschaft lacht, trinkt, Musik spielt. Dann geht man im Schloss Rapperswil essen.

Sie machen Shoppingausflüge. Sie fahren nach Mailand, nach London zu Harrods. Sie kaufen nur noch in der Delicatessa bei Globus ein. Jeder isst, was er mag, wann er mag. Jeder hat seinen eigenen Fernseher. Seine eigene Stereoanlage. Seinen eigenen Christbaum. Irene fragt Paten von Florian, warum sie ihn nicht gleich ganz zu sich nehmen. Gegen Bezahlung. Florian ist hyperaktiv. Manfred und Irene schaffen es nicht, dazuzustehen.

«Wenn er dann zur Schule geht, können wir ja überlegen, ob er zu uns zurückkommt.»

Familienstrukturen lösen sich auf. Irene überrascht Manfred mit dem polnischen Kindermädchen im Bad.

Sie erinnert ihn daran, wie teuer eine Scheidung für ihn kommt.

Dann fangen die Probleme mit ihrer Firma an.

1993

Zunächst weil sie, wie ein Verwandter sagt, ihre «blöde Schnauze nicht halten kann». Weil sie auf ungeschickte Wei-

se versucht, Personalchefs verschiedener Firmen gegeneinander auszuspielen. Irene kann arbeiten. Aber nicht mit Leuten umgehen. Je mehr sie unter Druck gerät, desto schrillere Geschichten erfindet sie, doch die Leute, über die sie redet, reden auch miteinander. Die Konjunktur erlahmt. Verwandte bemerken mit zunehmender Krise eine Veränderung Irenes. «Es war eine Verrohung, ihre Ausdrucksweise wurde vulgär. Ständig sprach sie von anderen als den «Arschlöchern», «Schafseckeln», die im Geld «verrecken» sollten. Geld war «Chlotz» oder «Schmier», es schwang so eine Wut mit.»

Wie sich Bekannte erinnern, wechselt sie mit der Imvos noch einige Male die Postadresse. Sie verschickt Geburtstagsstrüsse, die nicht bezahlt sind. Sie borgt sich Geld von Verwandten und zahlt es nicht zurück. Sie verprellt in dieser Zeit viele Verwandte und Bekannte. 1993 gehen beide Firmen in Konkurs. Sie verlieren den Porsche, sie können den Hypothekarzins nicht mehr zahlen, sie verlieren die Villa. Sie können ein wenig Geld retten. In einem Aussenquartier von Zürich wird gerade eine am Waldrand gelegene, aus 22 Reiheneinfamilienhäusern bestehende Siedlung fertig gestellt.

BIOTOP WITIKON

Witikon hat sich, sagen Bewohner, durch seine Lage auf der anderen Seite der Schlyfi und des Waldes noch ein wenig den Charakter eines abgeschlossenen Dorfes bewahrt. Das Quartier wirbt mit einer vergleichsweise geringen Bevölkerungsdichte, wenig Kriminalität und der Nähe zur Natur. In der öffentlichen Sekundar-A-Klasse, in die Kati bis Dezember 2003 geht, gibt es nur drei Jungen: einen Italiener, einen Serben und einen Kosovo-Albaner. Viele Einwohner Witikons schicken ihre Kinder nach der Primarschule in Privatinstitute. Oft schicken sie ihre Kinder für die Oberstufe auch ins Schulhaus Hofacker unten in der Stadt. Sie schicken offenbar lieber ihre Söhne als die Töchter, denn in der letzten Primarklasse ist der Jungen- und Mädchenanteil noch relativ ausgeglichen. Bewohner behaupten: Viele Kinder gehen nach der Primarschule in die Oberstufe im Schulhaus Hof-

acker, damit sie morgens zusammen mit den Gymnasialkindern an der Bushaltestelle an der Witikoner Strasse Richtung Zürich stehen. Damit man sie nicht von Gymnasialkindern unterscheiden kann. Eine öffentliche Sek B oder C gibt es in Witikon nicht. In Katis Klasse sind die beliebten Freizeitaktivitäten der Kinder Reiten und Shopping. Das Quartier wird von Leuten bevorzugt, «die sehr hohe Ansprüche an ihr Leben stellen», sagt eine Bewohnerin. «Leute, die sich die Mietpreise in Fluntern noch nicht leisten können.» Die Bewohnerin sagt: «Das Quartier ist ein von einheimischen Aufsteigern bevölkerter Vorhimmel zum Zürichberg.» Einer Person des öffentlichen Lebens in Witikon zufolge «leben hier Leute, die sich emporgearbeitet haben, die oft gute Ausgangsbedingungen hatten, aber die auch einiges dafür tun mussten». Was den Status angeht, sei der psychologische Druck in Witikon gewaltig. «Es gibt hier die starke Tendenz, jemand sein zu müssen. Wie weit man gekommen ist, zeigt man sich und anderen mit Krücken. Der Aufstiegsdrang hat Deformationen hinterlassen.»

Eine Bewohnerin sagt: «Bitte nicht Krethi und Plethi. Das ist stark vorhandenes Denken hier. So eine Art Negativsprechen ist schon unter den Kindern unglaublich verbreitet. Bei Erwachsenen ist es fast nicht aufzuhalten. Man ist sehr ausgestellt, ohne Chance, sich zu wehren, vordergründig ist man lieb und nett, und hintergründig wird geschwätzt, dass es unglaublich ist. Es ist ein extrem schwieriges Pflaster, wenn man auffällt.» Irene und Manfred arbeiten hart dagegen an, aufzufallen.

1993–1998

Als sie in eines der 170 Quadratmeter grossen Reiheneinfamilienhäuser der Siedlung «Im Trichtisal» ziehen, die Bewohner anderer Teile des Quartiers als «Kaninchenställe» bezeichnen, bietet ihnen der Vermieter, die Liberale Baugesellschaft Zürich, die Möglichkeit, den Rohbau selbst auszustatten. Sie verdienen damals kaum etwas. Manfred ist angestellter Taxichauffeur. Irene nutzt vorhandene Kontakte und führt im Hintergrund weiter ein paar Stellenvermittlungen durch. Aus ihrer Hochphase

sind ihnen Schulden verblieben. Doch sie machen weiter wie bisher: mit Einhandmischbatterien statt normalen Wasserhähnen. Mit einer Luxusküche. Mit Steinplattenböden statt Teppichen. Sie bringen trotz ihren Schulden 150 000 Franken für die Inneneinrichtung auf. Dann bemerken sie, welche Bedeutung die Kinder in ihrem neuen Lebensumfeld haben.

Sie schicken Florian für die Sek B ins Schulhaus Hofacker statt auf die Loorenschule. Kati geht nach der Primarschule in das private Freie Gymnasium. Florian ist in seiner Pubertät ein schwerer, lauter Junge geworden, der sich in seiner Klasse gleich zu Beginn mit Geschichten über den Porsche und die Villa bemerkbar macht. Seinem einzigen langjährigen Freund Hannes zufolge ist er in der Klasse einer, «der fertig gemacht wird».

Seine Mutter sorgt dafür, dass er oft 200 bis 300 Franken im Portemonnaie hat. Sie kauft ihm Spielkonsolen: die Playstation, den Game-Cube, die X-Box. Sie stattet ihn mit 300 DVDs, Sony-82cm-TV, Sony-Videorecorder, -Hi-Fi-Anlage aus. Dennoch will praktisch niemand in der Schule etwas mit ihm tun haben. Freunde bekommt er erst in der Rollerclique: Irene kauft ihm, bis er 17 ist, einen Kymco, eine Aprilia Ditech, eine Aprilia SR 50, einen MBK Nitro. In den MBK lässt sie ihn zu den Anschaffungskosten von viereinhalbtausend Franken mehr als 10 000 für einen kompletten Rennumbau investieren, so dass das Gerät bei den auf der Witikoner Landstrasse Richtung Pfaffhausen stattfindenden Beschleunigungsrennen, der, wie Bewohner sagen, «wohlstandsverwahrlosten Witiker Kids», statt 45 nun 120 Stundenkilometer fährt. Irene bezahlt einem Freund Florians zufolge Bussen und Verzeigungen in Höhe von 10 000 Franken.

Der Freund sagt: «Sie war eine grosszügige, lustige Frau. Wenn wir wegen der Roller Probleme mit der Polizei hatten, hat sie sie richtig für uns zusammengeschissen, mit Anwälten gedroht. Sie war nicht so die typische Schweizerin. Der Vater war eher ruhiger, der hat auch nicht so mit dem Geld rumgeschleudert.»

Zu alten Schulden häufen sich neue an. Tierarzt, Arzt, Schule, Einrichtung.

Witikon wird von Leuten bevorzugt, «die sehr hohe Ansprüche an ihr Leben stellen», sagt eine Bewohnerin. Sie sagt: «Das Quartier ist ein von einheimischen Aufsteigern bevölkerter Vorhimmel zum Zürichberg.»

Irene ruft bei Verwandten an. Fünf Minuten später ruft Manfred an. «Hat Irene angerufen? Hat sie Geld gewollt? Wie viel? 10 000? Nein – wir brauchen das Doppelte.»

Im engsten Familienkreis wird mehrfach in vierstelliger Höhe Geld gegeben und nie zurückgezahlt.

In der Siedlung sind sie seit ihrem Einzug mit der Miete von 4600 Franken regelmässig im Rückstand – was jeder weiss, weil jeder Genossenschaftsmitglied ist. Aber Geld ist nicht das einzige Problem.

«Ihnen fehlte komplett die Fähigkeit, sich in die Leute hier hineinzusetzen, sich zu verhalten. Man hat gesehen, was sie sich immer wieder leisteten. Sie merkten nicht, dass die ganze Siedlung mitbekommt, wie sie ihre Kinder erziehen. Oder wenn sie gestritten haben, dass alle es hörten. Sicher, jede Familie hat Streit. Aber die anderen sind eben angepasster, weniger auffällig in ihren Äusserungen, ihrem Verhalten gewesen. Sie waren einfach unmöglich. Und deshalb gibt es sie auch nicht mehr. Etwas Unmögliches gibt es nicht.»

Sagt ein Nachbar. Der wie viele andere, die jetzt beginnen, über diese Ge-

schichte zu reden, in Witikon lebt. Und das, sagt er, gerne.

Hat man denn mal gesagt: Benehmt euch anders?

«Sicher nicht! Im Allgemeinen sind sie ja auch korrekt gewesen. Sie waren im Prinzip ja ganz entgegenkommende Leute, die sich immer entschuldigten. Es gab im Grunde wenig Konkretes. Es war mehr so eine Differenz in der Art, die sie ausstrahlten und wie sie dann im persönlichen Gespräch waren.»

1998 bekommt die Genossenschaft Zahlungsschwierigkeiten. Die LBZ, die in den Achtzigerjahren als liberaler Gegenentwurf zu linken Wohnbaugenossenschaften gegründet wurde, hat in den Jahren des Immobilienbooms zu optimistisch und teuer gebaut. Die anderen Mieter erwägen, ihre Wohnungen zu kaufen. 800 000 Franken soll die von Irene und Manfred kosten.

Sie wollen jetzt auf eigene Rechnung Geld verdienen. Sie kaufen die Firma Zollikerberg-Taxi. Sie leasen einen Mercedes, einen Toyota Previa und zwei Avensis. Sie bezahlen für die Fahrzeuge monatliche Raten von 4000 Franken, ohne Steuern und Versicherung. Sie zahlen auch 3000 Franken Hypothekar-

zins für die Wohnung im Tessin und den Mietzins für ihr Haus. Der Taxibetrieb jedoch wird ein Nebenverdienst, sonst nichts.

Sie müssen sich wieder Geld borgen. Es gibt nicht mehr viele Möglichkeiten. Ein paar Verwandte vielleicht.

«Sie traten damals sehr emotional in Mieterversammlungen auf», sagt ein Nachbar. «Die Familie und die meisten Bewohner der Siedlung sprachen kaum noch miteinander.»

Doch auch wenn man nicht viel miteinander redete, wurde kommuniziert.

«Zum Beispiel in der Tiefgarage. Indem man gerade noch Grüezi sagt. Indem man nach Mietersitzungen noch irgendwo hinget und nicht sagt: Kommt ihr auch? Oder über die Kinder. Indem man den eigenen Kindern sagt: Mit den Kindern von denen müsst ihr nicht sprechen, das sind so ein bisschen andere. So was merken Eltern.»

Schon lange gehen sie nicht mehr in den Kegelklub. Im Winter 2001 bekommt Manfred einen Hirnschlag. Er fängt an, sich mit Nostradamus zu beschäftigen. Sein Reinlichkeitstick nimmt eine extreme Entwicklung. Seine Haut sieht weiss, ausgelaugt aus. Auch Florian duscht sich jetzt drei- bis viermal täglich, wäscht sich ständig die Hände. 2002 müssen sie Kati vom Freien Gymnasium nehmen und zurück auf die Loorenschule schicken. Sie haben Schulgeld in Höhe von 16 000 Franken nicht bezahlt. Florian kommt nicht mehr in den Konfirmandenunterricht. Der Pfar-

rer der reformierten Kirche Paul Leuzinger sagt: «Wenn es Schwierigkeiten gab, zum Beispiel mit Florian, zog die Familie eine Mauer hoch. Die Eltern haben Kritik an den Kindern sofort als Kritik an sich empfunden. Es machte den Eindruck, als ob sie alles, was von aussen kam, abblockten.»

LETZTE LEBENSMONATE

Ende 2002 dringt die Genossenschaft auf eine Lösung in der Frage der Wohnungsverkäufe. Erst können Irene und Manfred nicht kaufen. Oder wollen sie nicht? Ende November 2002 handeln sie einen Vertrag aus und unterschreiben. Im Dezember hören sie auf, die Krankenkasse zu bezahlen.

Irene bietet den Bewohnern in einer Versammlung an: Ich trage für euch den Karton am Abholtag vom Sammelraum an die Strasse. Einfach so. Die Bewohner erlauben es. Irene tut es.

Sie werden von Verwandten mit Winterjacken, Hosen und Schuhen eingekleidet. Ihre direkte Nachbarin Frau Nussbaumer sagt, ihre finanzielle Situation sei «nicht erkennbar» gewesen. Man habe sich schon mal kurz unterhalten, «aber dann hiess es: alles okay. Oder höchstens: ein paar Probleme mit dem Sohn, das Übliche, wie bei allen. Unsere Sorgen sind die ganz normalen – das war, was rüberkam.» Irenes Schwester sagt: «Irene wollte nicht, dass man was sieht.»

Ende 2002. Sie müssen den Kaufvertrag erfüllen. Verwandte sind unsicher.

Irene erklärt der Genossenschaft, sie könnten den vereinbarten Kaufpreis nicht zahlen. Sie kündigt auf Ende März. Doch sie ziehen nicht aus. Was alle bemerken.

Später wird sie schreiben: Mit unserer Vorgeschichte ist es nicht ganz einfach, eine neue Wohnung zu finden.

Manfreds längster Freund sagt: «Sie lebten in den letzten Monaten in einer Symbiose zu viert mit ihren Tieren zusammen.»

«Sie waren», sagt LBZ-Präsident Sörensen, «eine sich schliessende Auster.»

Pfarrer Leuzinger sagt: «Im Nachhinein kommt es mir vor, als ob die Eltern nicht mehr zwischen sich und den Kindern unterscheiden konnten. Dass die Kinder ein eigenes Leben hatten, wur-

de von ihnen nicht mehr in Betracht gezogen. Es hat mich schmerzlich berührt, dass ich erst merkte, was für ein Muster da deutlich wurde, als es zu spät war.»

Kati ist offenbar als Einzige dabei, einen anderen Weg zu gehen. Die Dreizehnjährige engagiert sich im Cevi, sie ist dort seit 2001 oder 2002 Jungschulleiterin, sie ist introvertiert, sie ist sehr religiös. In der Klasse ist sie «Gigeli-Kati». Weil sie lacht und kichert, wenn Jungen oder Mädchen an ihren langen, naturgelockten Haaren ziehen. «Oder ihr Säuli sagen, wegen ihres Gewichts. Ein Mobbing ists gewesen, hintendurch», sagt eine Klassenkollegin, «und auch direkt, man hat sie auf dem Eis umgeschubst, doch sie hat höchstens <jetzt langets> gesagt und gelacht.»

Es wird Frühling 2003. Seit ihrer Kündigung zahlen sie keine Miete mehr. Bis Dezember werden die Mietschulden etwa 40 000 Franken betragen.

Florian fängt an, in der Schule von Geldproblemen zu erzählen. Sie finden offenbar keine passende Wohnung. Irene schreibt an Martin Vollenwyder persönlich. Der Zürcher FDP-Stadtrat und Finanzvorstand sagt: «Sie bat mich, noch mal für Aufschub zu sorgen. Sie empfand das ganze offenbar als Katastrophe. Ich bekomme wöchentlich Schreiben von solchen Leuten. Sie wenden sich dann an die Personen, die man in den Zeitungen sieht. Wir kannten ja die Genossenschaft. Wir haben ja versucht, zu helfen.»

Die Auszugsfrist wird bis Ende Juni verlängert. Die Frist läuft ab. Die Genossenschaft stellt Antrag auf Zwangsausweisung.

Sie werden unscheinbarer. In der Siedlung sieht man sie ausserhalb ihrer Wohnung oft tagelang nicht. Handwerker, die im Sommer 2003 etwas reparieren, stellen eine «relative Ordnung» fest.

Am 20. August erlässt der Richter den Räumungsbefehl. Ein Vergleich wird geschlossen. Irene und Manfred erklären: Wir ziehen bis Ende Oktober aus. Die Genossenschaft erneuert ihr Verkaufsangebot.

Irene hat sich an einen früheren Bekannten, einen Ex-Generaldirektor gewandt. Sie hat Zeitungsinserate mit der Bitte um Kredit laufen lassen. Sie hat sich sogar beim Taxifahren an Gäste ge-

wandt. Einmal an eine neunzigjährige Dame, die Entgegenkommen signalisiert, deren Tochter ihr jedoch später schreibt: «Meine Mutter fährt sehr gerne mit Ihnen. Aber Sie müssen Privates von Geschäftlichem trennen. Wir werden weiterhin mit Ihnen fahren. Wir hoffen, dass es für Sie eine gute Lösung gibt. Mit lieben Grüßen.»

Irene kann das Geld nicht aufbringen.

ENTSCHEIDUNG

Mitte bis Ende August 2003 erzählt Florian seinem Freund Hannes: Meine Eltern wollen sich umbringen. Sie haben darüber gesprochen. Kati ist bei der Prüfung fürs Gymnasium durchgefallen. Sie muss ihrer Mutter versprechen, erinnert sich eine Lehrerin, sich für das nächste Jahr fest einzusetzen. Am 25. August 2003 schreibt sie einen Aufsatz unter dem Titel «Meine Berufsziele».

«Das erste Ziel, das ich verfolge, ist, Tierärztin zu werden, also brauche ich dafür das Gymnasium. ... Momentan könnte ich es mir auch überhaupt nicht vorstellen, schon arbeiten zu gehen! ... Das Einzige, das mich ausser Tieren noch interessiert, jedoch viel weniger, ist Kriminologie. In letzter Zeit fände ich es doch auch noch cool, Detektivin zu werden, um Sachen aufzulösen. ... Eine andere Möglichkeit wäre, das KV zu machen und später die Firma meiner Mutter zu übernehmen (Personalberatung!). Dies wäre jedoch eine der letzteren Lösungen. Das Erste, was ich sicher machen werde, ist natürlich, das Gymnasium zu probieren.»

Als die letzte Auszugsfrist verstrichen ist, ordnet Stadtammann Norbert Meyer die Zwangsräumung an.

Es wird Oktober. Sie haben keine Wohnung gefunden. In der Familie gibt es einen alten Karabiner 31 der Schweizer Armee, der nie zurückgegeben wurde.

Sie bekommen einen Brief vom Stadtammann: Falls sie keine Wohnung finden, sollen sie sich beim Fürsorgeamt melden. Oft könnten dann «Notwohnungen» zur Verfügung gestellt werden.

Manfred wird im Waffenladen gesehen. Manfred sagt: Ich will wieder schiessen gehen.

Die Frist läuft ab, 4. November. Vollzugsangestellte stellen den Räumungsbefehl zu. Irene und Manfred nehmen ihn am 7. November entgegen.

Räumung am 3. Dezember 2003.

ABSCHIED

Eine Verwandte sagt: In den letzten Wochen muss es ihnen schlecht gegangen sein, «unvorstellbar schlecht eigentlich».

Verwandte kochen grössere Mengen Essen und bringen es ihnen, man isst gemeinsam, lässt den Rest zurück, damit sie für zwei, drei Tage etwas zu essen haben. Zum Geburtstag schickt Irene ihrer Schwester ein Bouquet aus Rosen und Lilien, alles schneeweiss. Die Schwester ist erstaunt. Irene schickt auch ein weisses Blatt: in Liebe. Die Schwester denkt: Etwas stimmt nicht.

«Das war nicht Irene. Ich wollte vorbeifahren. Irgendwas hat mich zurückgehalten. Vielleicht die Angst zu sehen, wie es ihnen wirklich geht. Wir hatten unsere Differenzen. Wir hatten uns einige Zeit nicht gesehen. Ich habe ihr geschrieben, ich hoffe, dass sie es gelesen hat.»

Vom 17. bis zum 21. November fährt Irene für eine Woche allein ins Tessin. Am Tag nach ihrer Rückkehr schreibt sie ein weiteres Mal, an einen Bekannten.

Wir brauchen dringend ein Darlehen, sonst verlieren wir alles.

Zwei Tage später, am 24. November, bittet sie die Genossenschaft, die Zwangsräumung um 14 Tage zu verschieben. Eine Lösung sei in Sicht, Kollegen hätten sich bereit erklärt zu helfen.

Irene schreibt auch ein zweites Mal an Martin Vollenwyder.

Der Stadtrat: «Als ehemaliger Banker kann ich sagen: Das ist kein Einzelfall, wo die materiellen Werte so hoch gewichtet werden, und da braucht man sich dann nicht wundern, dass es Probleme gibt, wenn diese Werte dann nicht mehr da sind. Wir haben versucht, zu helfen.»

Am 27. November erfährt Irene: Der Bekannte kann nichts leihen. Am 27. November schreibt ihr die Genossenschaft: Wir raten Ihnen dringend, sich an das Büro für Notwohnungen zu wenden. Irene erfährt: Die Genossenschaft lehnt das Gesuch um erneute Fristerstreckung ab. Manfred und sie fah-

ren nach Einsiedeln. In der Messe nehmen sie, wie sie später schreibt, «von diesem Leben und den Leuten Abschied». In dem Brief schreibt Irene: «Manfred und ich haben uns seitdem wieder ganz nah beieinander gefühlt.»

Ein Lehrer sieht Irene beim Basteln für den Weihnachtsmarkt von Katis Klasse still in einer Ecke sitzen. «Wie wenn sie von der Schule Abschied genommen hätte.» Am Montag, dem 1. Dezember 2003, ist Kati den letzten Tag im Unterricht. Sie hat Englisch, Mathematik, Geografie, sie spielt in der Turnstunde Unihockey.

Eine Kollegin sagt später: «Sie wirkte unbeschwert, wie immer.»

Florian ist nach einer abgebrochenen Automechaniker-Ausbildung auf Lehrstellensuche. Um 14 Uhr werden Manfred und Irene bei einem Spaziergang mit den Hunden im nahen Wald am Oetlisberg gesehen. Zurück im Haus, schreibt Irene am Computer einen Fax.

Sie schreibt auch Briefe. Offenbar schon seit mehreren Tagen. Beamte finden sie später im Haus. Verwandte bezeichnen Irenes Handschrift als «chao-

tisch», als «erschreckend». In einem Brief schreibt sie: «Hallo xx, du hast noch 230 Franken bei uns gut, wir legen sie dir in einem Kuvert bei. Gruss Irene»

Sie schreibt, wie Manfred von den Kindern Abschied nimmt. Er hätte Katharina übers Haar gestreichelt, sie für die guten Schulnoten gelobt, sie umarmt. Er hätte ja nie viel Kontakt zu den Kindern gehabt – zum Abschied hätte er mit Florian ganz liebevoll gerauft, das hätte öfter geschehen sollen.

Um 14 Uhr 50 geht ihr Fax bei Präsident Sörensen ein. Sie schreibt seiner Erinnerung zufolge von «grosser Verzweiflung» und dass sich «die Probleme nicht durch Gespräche lösen» liessen. Sie deutet an, dass die Familie nun selber einen Ausweg suchen muss. Sörensen sieht in dem, wie er später sagt, «sachlich abgefassten Fax nur einen weiteren Versuch, die Räumung hinauszuzögern».

Irene meldet sich auch auf dem Stadtammannamt und äussert: «Wir gehen jetzt.» Die Beamten sehen darin eine Bestätigung, dass die Familie sich mit der Ausweisung abgefunden hat.

Am Nachmittag verlässt Irene das Haus, um Taxi zu fahren. Sie kehrt gegen 19 Uhr zurück. Um 20 Uhr ruft Hannes Florian an: Er sei in der Nähe, an der Busstation Kienastewies, ob er abmachen könne.

Florian: Ich darf nicht mehr raus.

Hannes: Ich hab ihn ausgelacht. Und gesagt: «Was, du darfst nicht mehr raus. Was ist das für ein Scheissdreck.» Er hat auch gelacht und gesagt: Ja, sorry. Ich darf nicht raus.

Hannes: «Auch egal. Wir sehen uns.»

Florian: «Ja, okay, ciao.»

ENDE

Der letzte nachweisbare Aussenkontakt der Familie ist ein Telefonat Irenes um 23 Uhr 30. Sie ruft eine Fahrerin an, um mit ihr den Einsatzplan zu besprechen. Am nächsten Tag bleiben die Vorhänge des Hauses zugezogen. Kati ist nicht mehr in der Schule. Am Abend klingelt eine Kollegin von Kati an der Tür, niemand öffnet. Am nächsten Morgen kurz nach 8 Uhr öffnet der Mitarbeiter eines Schlüsseldienstes die Tür. Zwei Lieferwagen, ein Vertreter des Stadtammanns und Hansjörg Sörensen sind da. Der bei Zwangsräumungen obligatorisch anwesende Beamte der Stadtpolizei findet Florian im Schlafanzug auf der Sitzecke vor laufendem Fernseher. Katharina liegt im Schlafanzug in ihrem Bett im Kinderzimmer. Der zuständige Bezirksanwalt Rolf von Allmen vermutet auf Grund der ihm bekannten Umstände folgendes Szenario: Zunächst werden die Kinder und die beiden Hunde erschossen; ein Hund versteckt sich offenbar hinter der Waschmaschine und wird dort erschossen. Dann treten sich Manfred und Irene gegenüber. Bezirksanwalt Rolf von Allmen vermutet: Manfred tötet Irene mit einem Schuss in den Kopf. Man findet ihre Leiche im Schlafzimmer im zweiten Stock. Gemäss Spurenbericht bringt zuletzt Manfred den Karabiner in Position. Der Schuss geht schief. Er zerstört sein Gesicht. Er verblutet auf dem Boden des Schlafzimmers.

Den Behörden gegenüber äussert sich später niemand aus der Nachbarschaft dahingehend, Schüsse gehört zu haben. Bezirksanwalt Rolf von Allmen äussert, die Häuser in der Siedlung wären offenbar «sehr gut isoliert».

Ein Nachbar sagt: «Ja, was lernt man nun daraus. Warum sind wir nicht einfach mal rübergangen. Das sind auch Fragen, die wir uns jetzt stellen. Aber wir wissen auch, dass es Menschen gibt, die es einem verunmöglichen, sich nach ihrer Befindlichkeit zu erkundigen. Sie verhalten sich so, dass niemand eine Gelegenheit erhält zu fragen, Anteil zu nehmen. Man kann nicht mit ihnen reden, obwohl man weiss, dass man eigentlich müsste.»

Die Leichen werden am Freitag, dem 12. Dezember, freigegeben. Ein zur Betreuung der Schulkollegen von Kati beigezogener Psychologe spricht in der Klasse das bei Suiziden und so genannten «erweiterten» Suiziden verbreitete Motiv der Rache an der Umwelt für subjektiv empfundenes Unrecht an. Die Absicht, andere knietief durch Blut waten zu lassen.

Eine Lehrerin sagt: «Sie haben mich traurig gemacht – und wütend, dass sie uns das zurückgelassen haben: nicht mal ein Grab. Keinen Ort, an den man kommen und um Verzeihung bitten kann. Sie behandeln uns alle gleich. Als wenn wir alle Schuld wären.»

Bei einem Telefonat im Frühjahr sagt Genossenschaftspräsident Sörensen: «Ich möchte mich nicht mehr äussern. Solche Menschen kann man nicht ändern. Das waren Leute, die schon früher unangenehm aufgefallen waren. Wir alle wollen wirklich, dass das vorbei ist. Wir wollen das abschliessen.»

Norbert Meyer, der Stadtammann, sagt: «So viele Schulden hatten sie gar nicht.» Verwandten zufolge gab es aus den letzten Jahren Forderungen von Gläubigern in fünfstelliger Höhe.

Am Montag, dem 15. Dezember, werden vier Leichen nach Affoltern ins Krematorium gefahren. Bestimmungen verbieten die gemeinsame Verbrennung mit Haustieren. Auch in eine gemeinsame Urne passen Manfred, Irene, Katharina und Florian nicht. Kinder und Erwachsene werden getrennt verbrannt. Später holt eine Schwester von Irene zwei braune Kartonschachteln mit Schnüren und Vogelgriffen ab. In einer Kapelle hält ein Pfarrer eine Andacht. Der Schwester fällt ein, dass Irene und Manfred vor 31 Jahren in dieser Kapelle geheiratet haben. Die Geschwister fahren

in die Nähe von Chur, sie haben Meissel und Hammer mitgebracht. In den Bergen gibt es eine Lichtung mit einem Bach, es liegt Schnee, sie zerschlagen die Urnen, sie verstreuen einen Teil der Asche, sie legen die Urnen in den Bach. In der Siedlung wird am Tatort noch zwei Wochen geweint. Bis weit in den Frühling hinein sieht man Schaulustige am Vorgarten. Auf dem Briefkasten stehen ihre Namen. Dann räumt ein Liquidator die Wohnung aus. Langsam fangen die Kinder wieder an, vor dem Haus zu spielen. ◀

Rico Czerwinski ist «Magazin»-Redaktor (rico.czerwinski@dasmagazin.ch).

Laudatio

für den Artikel
von
erschienen

Schande
Rico Czerwinski
in Das Magazin Nr. 26 vom 26. Juni 2004

An Themen fehlte es den Zürcher Medienschaffenden im vergangenen Jahr wahrhaftig nicht. Kaum ein Monat verging ohne spektakulären Gerichtsfall oder menschliche Tragödie. Das zeigte sich auch bei den eingereichten Arbeiten. Der sogenannte Ökoterrorist Marco Camenisch und die vier Toten in der Zürcher Kantonalbank landeten gleich mehrfach in der Endauscheidung.

Ein einziger Journalist dagegen recherchierte in Sachen Bluttat Zürich-Witikon. Das Thema: Ein Ehepaar bringt sich selbst und seine beiden Kinder um, weil es nicht mehr imstande ist, bezüglich Lebensstil mit der Nachbarschaft Schritt zu halten. Niemand kann die Tötungen verstehen, Rico Czerwinski vom «Magazin» versucht es. Und so, wie er es tut, haben wir das noch nie gelesen. Das ist mehr als die beklemmende Chronik einer Familientragödie; das ist der Spiegel einer Gesellschaft, in der Status – Autos, Häuser, Boote – alles ist. Rico Czerwinski erzählt die Geschichte ohne auftrumpfende Moral oder vorschnelle Schuldzuweisungen. Und er schreibt in einer bewusst schnörkellosen Sprache, die sich niemals in eitler Wortakrobatik über die Betroffenen erhebt. Das Ergebnis ist eine Reportage, die man wie einen Krimi verschlingt – und sich spätestens beim letzten Satz dafür schämt.

Margrit Sprecher

Der Zürcher Journalistenpreis 2005

wird

Herrn Nico Renner

für seinen Artikel

«Was mir wichtig war, wollte keiner hören»

erschienen in Der Landbote vom 24. November 2004

verliehen.

Zürich, 30. Mai 2005

Die Jury:



Fredy Gsteiger



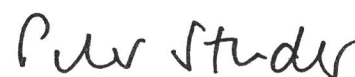
Susanne Mühlemann



Felix E. Müller



Margrit Sprecher



Peter Studer

JACQUELINE BADRAN ÜBER IHRE ERFAHRUNGEN MIT DEN MEDIEN

«Was mir wichtig war, wollte keiner hören»

Von allen neun Überlebenden des Flugzeugabsturzes vor drei Jahren bei Bassersdorf kann Jacqueline Badran auf die grösste Medienpräsenz zurückblicken. Sie zieht eine kritische Bilanz.

von NICO RENNER

ZÜRICH. Heute würde sie anders entscheiden. Nein sagen. Denn dieses Interview mit Tele 24 löste einen gewaltigen Medienrummel aus, der sie bis heute ärgert. Die Bilder der erschöpften Frau mit der Schürfwunde an der Stirn gingen um die Welt – mit dem vollen Namen: Jacqueline Badran, Überlebende aus Zürich. Nun brauchte ein Journalist nur ihren Namen im Internet einzutippen und schon hatte er die Adresse der in der Computerbranche tätigen Unternehmerin. Zwei Wochen lang liefen in ihrer Firma Zeix die Telefone heiss. Jacqueline Badran avancierte zur bekanntesten Überlebenden des Flugzeugabsturzes vom 24. November 2001 bei Bassersdorf.

Gesucht hat sie diese Bekanntheit nicht. Auch in den vorliegenden Artikel willigt sie ungern ein und möchte keinesfalls gross im Bild erscheinen. «Ich kann doch nicht in der Zeitung zu einer Medienschele ausuholen», sagt sie. Weil sie mich von zwei früheren Interviews her kennt und den Artikel gegenseitig kann, erklärt sie sich zu einem Treffen bereit.

In der lauten Quartierbeiz kommt die 43-Jährige rasch in Fahrt. Sie habe sich damals aus Pflichtgefühl den Medien gestellt. Im Zürcher Unispital, wo sie und zwei weitere Überlebende nach dem Unfall eine kurze Nacht verbrachten, seien sie gut abgeschirmt worden. Als man ihnen am Morgen sagte, dass draussen mehrere Fernsichtteams warteten, hätten sie sich darauf geeinigt, dass einer von ihnen vor die Kameras treten müsse, um zu berichten, was passiert war. Die ändern beiden, eine Frau und Badrans Geschäftspartner Peter Hogenkamp, wollten lieber nicht. So stellte sich Jacqueline Badran zur Verfügung, zuerst Tele 24, dann SF DRS. Mit den deutschen Privatseendern wollte sie nicht sprechen.

Kontrolle verloren

«Schon diese beiden Interviews rund zwölf Stunden nach dem Unfall zeigten, dass mit manchen Medien eine faire Zusammenarbeit nicht möglich ist», sagt Jacqueline Badran heute. «Tele 24 hat ohne mein Einverständnis unnötigerweise meinen vollen Namen verbreitet und die aufgetzeichneten Bilder weiterverkauft.» Und der Journalist des Schweizer Fernsehens habe sie vor laufender Kamera unvermittelt gefragt: «Haben Sie Menschen sterben sehen?» Sonst wisse sie sich ja schon zu wehren, aber in dieser speziellen Situation habe sie auch diese taktlose Frage brav beantwortet. Wie genau, weiss sie nicht mehr und will sie auch nicht mehr wissen.

«Wenn sich jemand zu einem Interview im Fernsehen oder am Radio bereit erklärt, muss er schon damit rechnen, dass sein voller Name genannt wird.



Bilder: Nico Renner

Die Unfallstelle im Waldgebiet Geissbüel zwischen Birchwil und Bassersdorf ist heute eine ruhige Lichtung mit Sumpfpflanzen.

Eine Interview-Zusage ist aber kein Freipass für den Journalisten», sagt Rolf von Siebenthal. Der langjährige Zeitungsjournalist hat ein Buch geschrieben über den Umgang der Medien mit Katastrophenopfern. * Vor kurzem gab er am Medienbildungszentrum (MAZ) in Luzern erstmals einen Kurs zu diesem Thema. Das Interesse war allerdings mässig. Es kamen vor allem Journalisten, die bereits sensibilisiert waren.

Von Siebenthal empfiehlt für heikle Interviews ein Vorgespräch. Medienleute sollten einem Menschen, der etwas Schreckliches erlebt oder beobachtet hat, das Gefühl von Kontrolle vermitteln. Sie sollten sagen, was sie vorhaben, und dem Interviewten die Freiheit geben, unangenehme Fragen auszulassen.

«So habe ich das nicht gesagt»

Kurz nach der Ausstrahlung der beiden Interviews meldeten sich die ersten Printmedien bei Jacqueline Badran. Wiederum aus einer Art Pflichtgefühl empfing sie, kaum aus dem Spital entlassen, gemeinsam mit Peter Hogenkamp am Sonntagmorgen die Leute von «Blick», «Tages-Anzeiger», «NZZ», «Schweizer Illustrierte» und weiteren Titeln. «Wir sagtest: Okay, wenn das Interesse derart riesig ist, lassen wir die alle rein, aber dann ist Schluss», erzählt Jacqueline Badran. «Doch am Montag musste ich über jeden Artikel den Kopf schütteln: Nein, so verkürzt, wie es da stand, hatte ich das nicht gesagt, und so war es überhaupt nicht gewesen.»

Opfer reagierten empfindlich auf Fehler in der Berichterstattung, erklärt Rolf von Siebenthal. Falsch geschriebene Namen, unkorrekte Altersangaben oder ein nicht richtig wiedergegebener Unfallhergang könnten für traumatisierte Personen zu einem immensen Problem wer-

den. Irren könne sich aber auch das Opfer, gibt von Siebenthal zu bedenken. Je näher man am Ort des Geschehens sei, desto weniger könne man es überblicken. So hätten Augenzeugen des Attentats beim Hateschup-Tempel 1997 in Luxor wirre Geschichten von Enthauptungen und Vergewaltigungen zu Protokoll gegeben, die sich als unwahr erwiesen. Nur schon deshalb sollten sich die Medien nicht immer auf dieselben Augenzeugen stützen, sagt von Siebenthal.

Ganze Sätze im «Zischigsclub»

Jacqueline Badran ärgerte sich nicht nur über falsche Angaben, sondern auch darüber, dass sie in den Medien auf die «Überlebende» reduziert wurde. Andere Äusserungen als zu ihrer Befindlichkeit und zum Unfallhergang wollte kaum einer hören. Oft waren auch schon die Anfragen eine Zumutung. Nach der Veröffentlichung ihres Namens sei sie sofort von grossen ausländischen Medienhäusern gebeten worden, für Interviews nach Berlin – «Da kam ich doch gerade her» – oder nach London zu fliegen.

Als sie die Einladung in den «Zischigsclub» von SF DRS erhielt, wollte sie nichts mehr wissen von Medienauftritten. Am nächsten Tag sagte sie dann doch zu. In dieser Diskussionsrunde würde sie sich wenigstens als ganze Person einbringen können, habe sie gedacht. Dort könne sie «ganze Sätze sagen», Falschinformationen korrigieren und den Unfall von ihrem persönlichen Schicksal trennen, um darüber zu reden, was die Gesellschaft daraus lernen müsste. Als Nichtexpertin unter Luftfahrt- und Katastrophenspezialisten kam sie an jenem Abend jedoch selten zu Wort. Von Zuschauern habe sie aber mehr als 300 aufmunternde Briefe und E-Mails bekommen, sagt sie.

Den Hinterbliebenen bekannt

Via Medien wahrgenommen wurde Jacqueline Badran auch von den Angehörigen der 24 Todesopfer. Ihr Gesicht sei den Hinterbliebenen rasch bekannt gewesen. Deshalb hat sie die ersten Begegnungen als schwierig empfunden: Am Montagmorgen wollten sie und Peter Hogenkamp mit engsten Angehörigen nochmals zur Unfallstelle, wo die Bergungsarbeiten im Gang waren. Am Treffpunkt in einem Hotel in Bassersdorf sei plötzlich eine Frau auf sie zugekommen. «Sie hat mich sehr direkt darauf angesprochen, dass ich überlebt habe, weil ich auf einen freien Platz hinten im Flugzeug gewechselt hatte, während ihre Tochter, die in der Nähe meines reservierten Platzes im mittleren Bereich sitzen wollte, ums Leben kam», erinnert sich Jacqueline Badran. Die unvorbereitete Konfrontation sei nicht nur für die

Jacqueline Badran, die keine psychologische Betreuung beanspruchte, kennt er vor allem aus den Medien. Bucher ist heute Geschäftsleiter der Stiftung Care-link, die emotionale und praktische Betreuung anbietet für Menschen, die von einer Katastrophe betroffen sind. Konfrontationen hält Bucher für heikel. Er würde etwa einen Ohrenzeugen nicht mit einem Augenzeugen zusammenbringen oder eine Witwe mit einem Arbeitskollegen – weil es nachher dem Ohrenzeugen und der Witwe unter Umständen schlechter gehen könne. Überlebende und Hinterbliebene müssten auf eine Begegnung immer vorbereitet werden.

Peter Hogenkamp und Jacqueline Badran waren nicht vorbereitet und wagten es trotzdem. Nach der Abdankung seien alle Familien gekommen, eine nach der andern, bis abends um zehn. «Sie wollten wissen, wer die letzten Menschen sind, die mit ihren Liebstes zusammen waren», berichtet Jacqueline Badran. Viele hätten sich vorgestellt, dass ihre Verwandten lange im brennenden Flugzeug leiden mussten. Von ihr zu hören, dass alles nur wenige Sekunden gedauert hat, habe vielen geholfen abzuschliessen. Andererseits war es für die Überlebende das Härteste am Unfall, mit realen Schicksalen konfrontiert zu werden.

Nicht das arme Opfer

Seither sind drei Jahre vergangen. Der Medienrummel um Jacqueline Badran ist vorüber. «Ich sehe mich nicht als das arme Opfer der bösen Medien», sagt sie heute. «Schliesslich bin ich als Unternehmerin und Gemeinderätin auf die Medien angewiesen und wollte ihnen auch etwas geben. Es war aber nicht um mich, die Verbreitung meines Namens nicht zu verbieten. Nach dem Schritt an die Öffentlichkeit setzte eine Dynamik ein, die ich nicht mehr kontrollieren konnte.» Die Medienpräsenz verstellte den Blick auf die Leistungen, die sie und ihre Mitarbeiter in der Firma erbringen, und ihr bereits zwölfjähriges Engagement in der SP. «Ich werde mein Leben lang als Absturzopfer wahrgenommen, da hat fast nichts mehr Platz daneben.»

Grosse Mühe macht ihr, dass die Medien alles an der Person festmachen wollen. Sie wehrte sich immer gegen die Hatz auf den Piloten. Deshalb ging sie nach der Veröffentlichung des Untersuchungsberichts im Februar dieses Jahres nochmals in den «Zischigsclub». Schlimm genug, dass wir nur aus Katastrophen lernten. Statt einen Einzelnen an den Pranger zu stellen, solle man das System hinterfragen: die ungenügende Qualitätssicherung in der Fluggesellschaft und den Preiskampf, der zu Kostendruck und Dauerstress für das Personal führe. Jacqueline Badran liegt daran, dass es zu einem Umdenken zu Gunsten von mehr Sicherheit kommt. «Aber für solche Ansichten und Forderungen haben sich die Medien kaum interessiert.»

*Rolf von Siebenthal: Gute Geschäfte mit dem Tod. Wie Medien mit den Opfern von Katastrophen umgehen. Opinio-Verlag, Basel 2003.

Piloten flogen zu tief

Am Samstag, 24. November 2001, um 22.06 Uhr, stürzte ein Jumbolino der Crossair nördlich von Bassersdorf ab. Die Maschine war um 21.01 Uhr von Berlin-Tegel gestartet und hätte um 22.15 Uhr in Zürich-Kloten landen sollen. An Bord befanden sich 33 Personen: 2 Piloten, 3 Flugbegleiterinnen und 28 Passagiere. 9 Personen, darunter zwei Stewardessen, überlebten den Absturz, vier davon mit schweren Verletzungen. 24 Personen, darunter die beiden Piloten, kamen ums Leben.

Wie der Bericht des Büros für Flugunfalluntersuchungen vom Januar 2004 festhält, war der Pilot im Anflug auf die Ostpiste trotz schlechter Sicht

unter die Mindestflughöhe gesunken. Die Piste war nicht mit einem Präzisionsanflugsystem ausgerüstet. Der Pilot missachtete vier Warnungen, ohne dass der Kopilot interveniert hätte. Gut vier Kilometer vor der Piste streifte das Flugzeug Baumwipfel, fing Feuer und schlug auf dem Boden auf. Der Bericht stellt Mängel fest in der Qualitätssicherung und der Flugzeugwartung sowie bei der Flugsicherung Skyguide.

Die Bundesanwaltschaft ermittelt wegen Verdachts auf fahrlässige Tötung. Zudem sind zehn Klagen gegen die Swiss hängig. Am ersten Jahrestag wurde nahe der Absturzstelle ein Gedenkstein eingeweiht. (ren)



Fehler in Berichten über den Absturz beschäftigen Jacqueline Badran noch heute.

Laudatio

für den Artikel
von
erschienen

«Was mir wichtig war, wollte keiner hören»
Nico Renner
in Der Landbote vom 24. November 2004

Der «Landbote» führt wie die meisten anderen Zeitungen keine Medienseite und schon gar keine Medienbeilage. Umso wichtiger ist, dass jedes Blatt gelegentlich Medienthemen aufgreift. Ein besonders gelungenes Beispiel können wir heute prämiieren.

Statt den dritten Jahrestag des Flugzeugabsturzes in Bassersdorf mit einem banalen BL (Bild samt Legende) abzuhaken, liess sich Inlandredaktor Nico Renner etwas einfallen. Er schrieb jener Frau, die damals als eine sozusagen inoffizielle Sprecherin der neun Überlebenden am häufigsten vor die Medien getreten war, und bat um ein Gespräch über ihre damaligen Erfahrungen. Nach einigen Bedenken stimmte die Frau, eine Computer-Unternehmerin aus Zürich, dem Vorhaben zu. Renner hatte soeben den ersten Kurs zum Thema «Medien und Katastrophenopfer» am Medienausbildungszentrum in Luzern absolviert¹. Jetzt konnte der Winterthurer das Vermittelte testen. Die Frau hatte damals schlechte Erfahrungen gemacht. Heute würde sie «Nein» sagen zum ersten Interview auf Tele 24, das ihren Namen nannte und so einen internationalen Rummel auslöste.

Renner ging nun alle wichtigen Gebote und Verbote der Katastrophenberichterstattung mit ihr durch. Geschmacklose Fragen? SF DRS zum Beispiel wollte wissen: «Haben Sie Menschen sterben sehen?» Zu den Un-Fragen gehört übrigens auch der stupideste aller Einstiege, den ich als Chefredaktor erfolglos mit Bussen wegzukriegen versuchte: «Wie fühlen Sie sich?» Renners kühler, aber sehr präziser Text beruht auf Beispielen, die seine Gesprächspartnerin oder die Notfall-Experten liefern. Deshalb kommt alles sehr konkret daher. Die Redaktionen, die schnitzerten, werden genannt; leider wird's ein illustres Verzeichnis. Wer den Text liest, setzt nicht ab und lernt erst noch dazu. Das ist gut, denn wir alle, Publikum und Presseleute, sind ja mögliche Betroffene.

Peter Studer

¹ Kursleiter war Rolf von Siebenthal, der das Thema in «Gute Geschäfte mit dem Tod», Basel 2003, aufgearbeitet hatte.

Der Zürcher Journalistenpreis 2005

wird

Herrn Meinrad Ballmer
und
Herrn Marco Zanchi

für ihre Artikel im Rahmen der

Enthüllungen im Fall Dieter Behring

erschieden im Tages-Anzeiger zwischen März und Oktober 2004

verliehen.

Zürich, 30. Mai 2005

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Susanne Mühleemann



Felix E. Müller



Margrit Sprecher



Peter Studer

RENDITEZAUBER Mit Systemen Dieter Behrings werden an den Finanzmärkten 1,4 Milliarden Dollar angelegt. Angeblich mit fantastischen Renditen. Ist er ein genialer Hedge-Fund-Systementwickler oder bloss ein guter Verkäufer?



BILD FABIAN BIASIO

Herr über 7 Workstations, 20 Bildschirme, 100 Prozessoren und 7000 Terra-Computerspeicher: Hedge-Funds-Systementwickler Dieter Behring an seinem Arbeitsplatz in Basel.

Die märchenhaften Gewinne des Dieter B.

1990 ging er in Konkurs. Heute versteuert er ein Vermögen von 450 Millionen Franken. Der Basler Dieter Behring gibt der Finanzbranche viele Rätsel auf.

Von **Meinrad Ballmer, Marco Zanchi** und **Marcel Sigrist**

Im Hof eines luxuriös renovierten Alstadthauses an der Basler Petersgasse lässt sich das Kopfsteinpflaster per Knopfdruck absenkeln. Dieter Behring fährt seinen schwarzen Porsche 911 in die Tiefgarage. Das Arbeits- und Wohnhaus des 2-Meter-Hünen ist mit ultramoderner Technik ausgerüstet. Mit Sensorbildschirmen lassen sich von überall die Bilder der Videoüberwachung abrufen. An den Arbeitsplätzen der rund zwanzig Angestellten stehen 20 Bildschirme. Selbst im Lift gibt es acht Screens, auf denen internationale Sender mit Börsennachrichten laufen. «Das ist nicht das richtige Programm. Diese Screens sind für Videokonferenzen vorgesehen», sagt Behring. 35 Millionen Franken hat er in sein Haus investiert.

Der 49-jährige Behring ging zweimal Pleite, erstmals als junger Mann: «Mit knapp 19 Jahren stand ich mit einem riesigen Schuldenberg da. Er war über zehnmal so gross wie der Jahreslohn meines Vaters.» Der Teenager verdiente mit spekulativen Warentermingeschäften ein kleines Vermögen. «Ich habe schon als 15-Jähriger mit Futures gehandelt und für damalige Verhältnisse mit Warentermingeschäften eine Unmenge Geld verdient. Mein Vater, ein Handwerker in der Region Olten, musste noch für mich unterschreiben», sagt der stets in Schwarz gekleidete Behring an einer Präsentation für potenzielle Investoren.

58 Prozent Rendite pro Jahr - seit 1976

Doch Behring verlor sein Vermögen schneller, als er es verdient hatte. «Es gab für mich nur zwei Möglichkeiten. Entweder fass ich Warentermingeschäfte nie mehr an. Oder ich entwickle ein Risiko-Management», sagt er. Der leidenschaftliche Trader macht weiter. 1975 habe er als 20-Jähriger mit der Entwicklung eines computergesteuerten Systems für den Handel von Futures - Terminkontrakten auf Rohstoffe, Zinspapiere und Währungen - begonnen. Die Resultate, die er damit seit 1976 erzielt haben soll, sind erstaunlich: im Schnitt jährlich 58 Prozent Rendite. Und das seit mittlerweile 28 Jahren. So steht es in Unterlagen, mit denen in der Schweiz Anleger akquiriert wurden. Behring distanziert sich von diesen Broschüren, sagt aber: «Die Zahlen stimmen.»

Behrings Renditen sind märchenhaft: Hätte er 1976 mit bescheidenen 1000 Franken begonnen und die Gewinne reinvestiert, wären daraus bis heute stolze 85 Millionen Franken geworden. Bei dieser Wertvermehrung könnte Dieter Behring im Jahr 2020 mit einem Vermögen von 182 Milliarden Franken in Pension gehen. So viel wäre bis dann aus dem Einsatz von 1000 Franken geworden.

Zu schön, um wahr zu sein?

Hat Behring mit seinem Computerprogramm das Perpetuum mobile für Geldanlagen entwickelt? Mit seiner Langzeitrendite stellt er jedenfalls die erfolgreichsten Anlageprofis seiner Sparte in den Schatten: «Die besten 5 Prozent der im renommierten Barclay-CTA-Index aufgenommenen Hedge Funds erzielten seit 1987 eine durchschnittliche Jahresrendite von 29 Prozent», sagt Nicholas Verwiltgen, Partner der auf Hedge Funds spezialisierten Finanzfirma EIM. Damit würde Behring im Schnitt also jedes Jahr doppelt so viel verdienen wie die weltweit

Besten seines Fachs. Damit nicht genug: Selbst die berühmtesten Börsengurus wie Buffett oder Soros oder Multimilliardär Bill Gates können Dieter Behring nicht das Wasser reichen (siehe Grafik).

Als Trader spekuliert und sein Computerprogramm entwickelt hat Behring über lange Zeit im Nebenberuf. Nach einer Laborantenlehre und der Wirtschaftsmatura per Fernkurs arbeitete er bei der Ciba als EDV-Analytiker und -Organisator und landete schliesslich im Versicherungsgeschäft. Mit seiner 1986 als Einzelfirma gegründeten Versicherungsagentur in Glattbrugg ging er im Herbst 1990 in Konkurs. Eine Senkung der Provisionen durch die UAP, die Versicherung, für die er und 28 Mitarbeitende Policen vermittelten, habe den finanziellen Schiffbruch ausgelöst, sagt er. Ein ehemaliger Kadermann stellt ihm das beste Zeugnis aus: «Als Chef und Motivator war er super.»

Schon vor seinem Konkurs als Versicherungsagent hatte Behring einen ersten grossen Erfolg mit seinem Handelssystem erzielt. «1988 habe ich an einem Überlebenstraining in Lappland Industrielle ken-

nen gelernt, die 10 Millionen Dollar investierten.» Inzwischen sprudeln die Einnahmen. Über 100 Millionen Franken Umsatz habe seine Firmengruppe letztes Jahr gemacht, erklärte Behring im Januar am Basler Fonds-Forum vor 400 interessierten Zuhörern: «Das hat 70 bis 80 Millionen Gewinn abgeworfen. Mit meiner Frau versteuere ich ein Vermögen von 450 Millionen Franken.»

Es fehlen anerkannte Beweise

Vielen gilt Behrings Reichtum als Beweis für die Überlegenheit seines Handelssystems. Zudem gibt es Investoren, die mit Überzeugung für ihn eintreten. «Ich investiere seit mehreren Jahren und bin mit den überdurchschnittlichen Gewinnen zufrieden», sagt ein Anleger, der namentlich nicht genannt sein will.

In der Hedge-Funds-Branche und bei vielen Anlageprofis stösst Behring hingegen auf offenes Misstrauen. Der «Tages-Anzeiger» hat mehrere der renommiertesten Hedge-Fund-Spezialisten befragt: Keiner hat nach der branchenüblichen Ana-

lyse von Behrings Anlageausweisen, der so genannten Due Dilligence, Kapital investiert. Einige haben die Prüfung frühzeitig abgebrochen. Sie trauen den Renditezahlen nicht.

Warum? Für Behrings angebliche Resultate bis 1994 wurden nie Atteste externer Rechnungsprüfer vorgelegt. Revisionsberichte, so genannte Audits, wurden zwar ab 1995 erstellt. Revisor ist die in Wallbach beheimatete Buck & Brunner Treuhand. Diese externen Prüfer stehen Dieter Behring indes zu nahe, um als unabhängig zu gelten. Nicht nur weil der Basler Geldvermehrter selbst mit 20 Prozent an der Frichtaler Treuhandfirma beteiligt ist und in deren Verwaltungsrat sitzt. Sondern auch, weil Buck & Brunner als Vermittler von Anlegern Vertriebspartner von Finanzprodukten sind, die auf Behrings System beruhen.

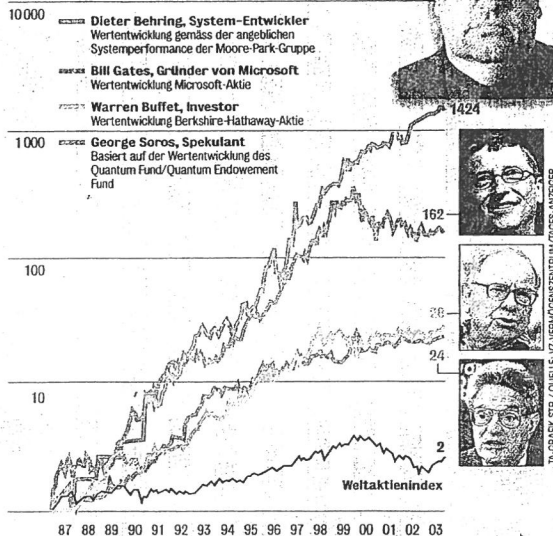
Auch die öffentlich zugänglichen Fonds, die auf Behrings System basieren, liefern noch keine Vertrauen erweckende Zahlen: Die Investmentvehikel sind noch zu jung und liegen im Vergleich zur Lancierung zum Teil im Minus.

Das Bankenimperium des Dieter Behring

Dieter Behring hat sich in den letzten Wochen ein kleines Bankenimperium zusammengekauft. Im März gab er bekannt, das 16 Jahre alte deutsche Bank- und Brokerhaus Hornblower Fischer mit Standorten in Frankfurt, Hamburg und Athen, einer Investmentbank in New York sowie einer Fonds-Tochter in Luxemburg zu übernehmen. Ebenfalls übernommen werden sollen Filialen des amerikanischen Wertschriftenhauses Prudential-Bache in Hamburg, Düsseldorf, Frankfurt, München und Luxemburg. Alle Standorte werden in Zukunft unter dem Namen Redsafe firmieren. Die gleichnamige Onlinebank kaufte Behring Anfang 2003 von der Swiss Life. Eine Banklizenz hat die Eidgenössische Bankenkommission dem neuen Eigentümer bis heute nicht erteilt. Mit der BNP Paribas Private Bank in Vaduz hat Behring eine weitere Bank gekauft, die neu unter dem Namen Bank Behring & Eberle & Co. tätig ist. Zu den bisherigen Kundenvermögen von 1,4 Milliarden Dollar, die mit Behrings System angelegt werden, kommen mit den übernommenen Banken weitere 2,8 Milliarden Dollar verwaltete Kundenvermögen hinzu. (mba/mza)

Ist Dieter Behring der Beste?

So viel machten die grössten Geldvermehrter seit 1987 aus 1 Dollar*
Die Skala ist logarithmisch, von Linie zu Linie verzehnfacht sich der Wert



* Alle Berechnungen beruhen auf der Annahme, dass die Gewinne jährlich wieder investiert würden

STICHWORT

Was ist ein Hedge Fund?

Sie werden als Spekulanten verteuelt, die die Milliarden der Superreichen um die Welt jagen, immer auf der Suche nach der besten Rendite. Andere preisen sie als die Geldvermehrter überhaupt. Sicher ist, dass Hedge Funds sich neben Aktien, Obligationen oder Immobilien inzwischen etabliert haben. Sogar unsere AHV-Gelder dürfen in Zukunft zum Teil in Hedge Funds investiert werden.

Eine gültige Definition für Hedge Funds gibt es nicht. Doch trotz unterschiedlichster Anlagetechniken und -instrumente sind ihnen einige Merkmale gemein, die sie - von den nur dem Namen-nach verwandten - Anlagefonds unterscheiden. Hedge Funds sind wenig regulierte, private Kapitalpools, deren Verwalter eine hohe Freiheit geniessen. Diese ermöglicht es, auch dann Geld zu verdienen, wenn die Kurse an den Finanzmärkten fallen. Oft dürfen sie auch auf Kredit investieren, was die Risiken entsprechend erhöht. Weltweit existieren rund 7000 Hedge Funds. Insgesamt verwalten die Finanzvehikel rund 800 Mrd. Dollar. Das sind etwa 10 Prozent des Kapitals, das den traditionellen Anlagefonds weltweit anvertraut ist. (mza)

So werden illegal Fonds verkauft

Illegal werben Finanzberater und Versicherungsverkäufer Anlagegelder für das Imperium des Hedge-Funds-Zauberers Dieter Behring an. Bis jetzt von den Behörden unbehelligt.

Von Meinrad Ballmer und Marco Zanchi

«Ich habe ein spezielles Angebot für Sie», sagt der Versicherungsberater einer renommierten Schweizer Versicherung zu seinem Kunden nach dem Beratungsgespräch. Er wirbt ungefragt für einen Anlagefonds, der zum Netzwerk des Baslers Dieter Behring gehört. Gelingt es dem Versicherungsverkäufer, die Anlageprodukte an den Mann oder die Frau zu bringen, verdient er weit mehr als mit den Versicherungspolicen seines Arbeitgebers. Was der Versicherungsverkäufer tut, ist gesetzlich verboten. Die Anlagefonds, die er unter die Leute bringt, sind in der Schweiz nicht zum Vertrieb zugelassen. Er dürfte keine Privat Anleger anwerben. Doch die Entschädigungen sind für die Verkäufer so verlockend wie die Renditeversprechen für die Anleger.

Fette Provisionen für Vermittler

Satte 4 Prozent Provision auf der vermittelten Anlagesumme sind einem Vertreter von einer der Behring nahe stehenden Firmen angeboten worden, wie der «Tages-Anzeiger» in Erfahrung bringen konnte. Dazu kommt jedes Jahr eine weitere Entschädigung von 1,5 Prozent der angelegten Gelder. Die Bosse, die zuoberst in der Hierarchie des Verkaufnetzwerkes stehen und selbst Vermittler beschäftigen, kassieren bis zu doppelt so hohe Provisionen, Geködert durch die hohen Entschädigungen, versuchen Versicherungsverkäufer und Finanzberater Anlagegelder anzuwerben. Mit grossem Erfolg. Im März dieses Jahres sind nach Angaben Behrings mit seinem System 1,4 Milliarden Dollar Kundengelder verwaltet worden. Das meiste davon haben Behrings Vertriebspartner bei Privat Anlegern eingesammelt.

Mehrmals im Monat tritt Dieter Behring bei verschiedenen Gelegenheiten an Präsentationen vor potenziellen Investoren auf. Der schwarz gekleidete Hüne, der sich selbst unbescheiden als «einen der besten Hedge-Funds-System-Entwickler dieser Tage» bezeichnet, brilliert vor allem als Verkäufer. Am 9. Juni zum Beispiel referierte er vor dem renommierten Berner Bärenclub. Organisiert hat die Präsentation die BD Broker Services SA, die Anlageprodukte vermittelt. Regelmässig bringen Vertriebsfirmen und Vertreter aus der ganzen Schweiz die von ihnen geworbenen Interessenten in Behrings firmeneige-

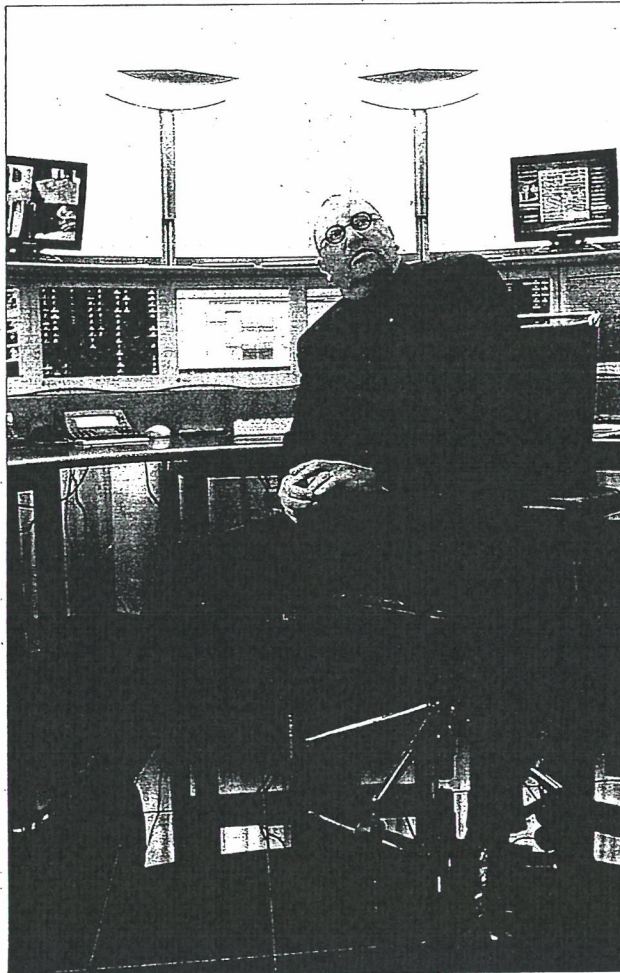


BILD FABIAN BIASIO

Dieter Behring: «Trage für die Vertriebsfirmen keine Verantwortung.»

nen Versammlungsraum an der Spitalstrasse in Basel. Dass die Zuhörer einem aussergewöhnlichen Anlass beiwohnen dürfen, unterstreicht der Magier gleich zu Beginn: «Sie werden nie mehr so nahe an mich herankommen.»

Traumhafte Renditen für Anleger

Über Anlageprodukte, in die Interessenten investieren können, spricht Behring nicht. Doch er imponiert mit einem Vortrag über sein System, «mit dem wir

über Jahrzehnte hinweg konstant hohe Renditen erzielt haben.» Wer über konkrete Anlagemöglichkeiten etwas erfahren will, erhält folgenden Rat: «Sprechen Sie mit Ihrer Kontaktperson, die Sie zu dieser Präsentation gebracht hat.»

Die Vermittler sind es auch, die Prospekte abgeben und Informationsblätter verteilen, die von traumhaften Renditen in der Vergangenheit berichten. Fantastische 58,6 Prozent will Behring mit seinem Anlagesystem seit 1976 im Durchschnitt pro Jahr erzielt haben, wie in einer Dokumen-

tation für Investoren vor zweieinhalb Jahren behauptet wurde. In einem Papier vom Juni 2004 wird die Rendite für die letzten 10 Jahre immer noch mit stolzen 29 Prozent pro Jahr angegeben. Doch für die sensationellen Gewinne fehlen bis heute unabhängige Rechnungsprüfungen. Eines von Behrings Anlagevehikeln, der Realto Invest Fund, erhielt von den Wirtschaftsprüfern von Deloitte ein vernichtendes Urteil, wie die Wirtschaftszeitung «Cash» diese Woche berichtet hat: «Wir hatten keinen Zugang zu Informationen, die uns erlaubten, zufrieden stellend über deren Werthaltigkeit zu urteilen.»

Behrings wichtigste Vertriebspartner

Zu Dieter Behrings wichtigsten Partnern, die in den Vertrieb der Anlageprodukte involviert sind, gehört zum Beispiel der Biberister Unternehmer Peter Ammann, Stiftungsrat der in die Schlagzeilen geratenen Stiftung Pro Facile. Im Raum Zürich gilt der Behring-Vertraute Willy Wüthrich als wichtigster Repräsentant. Wüthrich ist Filialleiter von Behrings Marketingfirma in Winterthur und sitzt gleichzeitig in der Leitung verschiedener Anlagefirmen auf den Bahamas. An weiteren Vertriebsfirmen ist Behrings Firmen-gruppe mit Aktienpaketen direkt beteiligt. Dazu gehört etwa die Buck Brunner Partner AG im Fricktal sowie die in Basel domizilierten Kämpf, Bangerter & Partner AG und Baklin Finanz AG.

Ist es ein Schneeballsystem?

Selbst Finanzprofis sind nicht in der Lage zu beurteilen, was mit den eingesammelten Geldern geschieht. Die involvierten Firmen, von denen die Rückzahlung der Anlagen abhängt, sind für die Anleger völlig undurchsichtig. Das muss zur Vorsicht mahnen. Umso mehr, als die Geldmaschine Dieter Behrings Züge aufweist, wie man sie sonst von Schneeballsystemen kennt:

■ Es wird mit unglaublich hohen Renditen geworben. Für die Gewinne gibt es zudem keinen Nachweis.

■ Die Vermittler auf den verschiedenen Stufen des Vertriebssystems erhalten sehr hohe Provisionen.

■ Angesprochen werden in erster Linie Kleinanleger, die keine oder wenig Kenntnisse von Finanzanlagen haben.

■ Das Geschäft ist mit Offshorefirmen in der Karibik so organisiert, dass es intransparent bleibt und auch der Aufsicht der Schweizer Behörden entzogen ist.

Anleger, die vor dem Entscheid stehen, Geld in eines der Anlageprodukte zu stecken, sollten Dieter Behrings Credo beherzigen: «Für fantasiebegabte Menschen gibt es nichts, absolut nichts, was sie sich nicht vorstellen können.»

Behring und der Bankier des Kings Club

Er war der Bankier des European Kings Club und führte die österreichische Diskontbank in die Pleite. Heute ist er Direktor von Dieter Behrings Redsafe Bank.

Von Meinrad Ballmer, Marco Zanchi und Michael Bachmann, Wien

Der Mann hat Erfahrung im Bankgeschäft. Schon als 29-Jähriger startete er zusammen mit einem Partner die Gründung einer eigenen Bank. Er führte das Finanzinstitut danach durch heftige Turbulenzen, bis die Bank schliesslich ein Jahrzehnt nach dem Start in einer spektakulären Pleite zusammenbrach. Seit rund einem Jahr arbeitet Bankier Alfred Fuhrmann Sarmiento als Direktor von Dieter Behrings Redsafe Bank in Zürich.

Dürfte der in Wien gescheiterte Bankier in Österreich wieder eine Bank leiten? Verfügt er über die fachliche und charakterliche Eignung, wie das Gesetz verlangt? «No comments», antwortet darauf die österreichische Finanzmarktaufsicht. «Was sollte einer Zulassung entgegenstehen», fragt dagegen Fuhrmann Sarmiento zurück. «Der Konkurs der Diskont Bank hätte keine strafrechtlichen oder zivilrechtlichen Folgen für mich», hält der Manager gegenüber dem «Tages-Anzeiger» fest.

Inoffiziell ist von der Aufsichtsbehörde in Wien jedoch zu erfahren, dass die Chancen des Redsafe-Direktors, in Österreich die Zulassung zur Leitung einer Bank zu erhalten, praktisch null sind. Die haarsträubende Geschichte von Fuhrmann Sarmientos Bank lässt kaum ein anderes Urteil zu. Sie ist ausführlich dokumentiert im Sonderbericht des Rechnungshofes über die Bankenaufsicht vom April 2001. Auslöser für den Sonderbericht war einer der grössten Bankenskandale Österreichs, der das völlige Versagen der Aufsichtsbehörden blossgelegt und zur Reform der Bankenaufsicht geführt hat.

Als Fuhrmann Sarmiento die EffectInvest Bank gründen wollte, bekam er zuerst keine Bewilligung. Erst nach Interventionen von Politikern erteilte die Bankenaufsicht eine Konzession. In den zehn Jahren ihrer Existenz stand die Bank danach immer wieder am finanziellen Abgrund. Mehrmals wurde das Institut unter die Kuratel eines Regierungskommissars gestellt. Fuhrmann Sarmiento wehrte sich nicht bloss mit Beschwerden gegen die Anordnungen der Bankenaufsicht. Der Vorstand verwei-

Dreissigtausend «Kings» eröffneten ein Konto bei der noblen Wiener Bank.

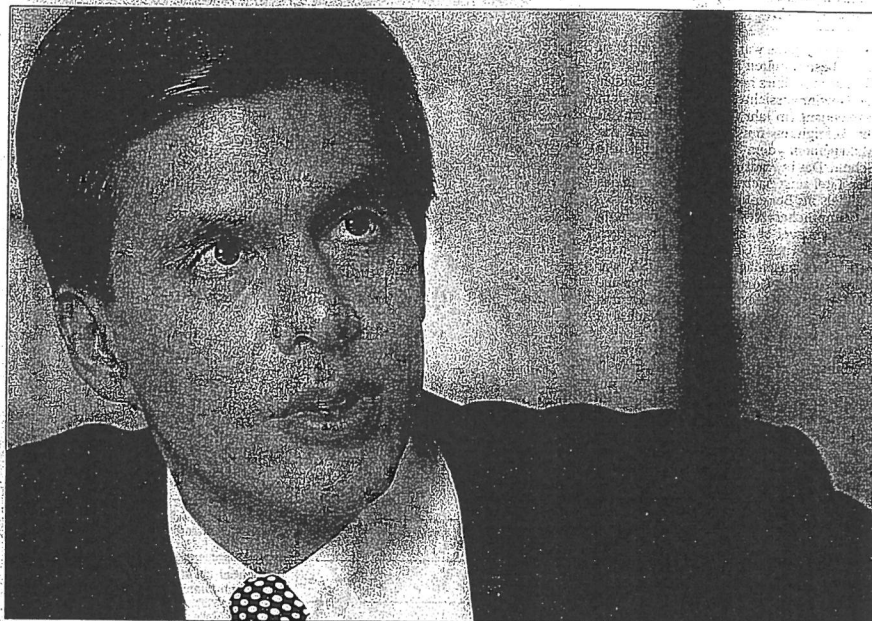


BILD WALTER WOBRAZEK/PROFIL

Alfred Fuhrmann Sarmiento, Direktor der Redsafe Bank, wartet auf die Lizenz der Bankenkommission.

gerte dem Regierungskommissar den Zutritt zur Bank. Zweimal musste die Bank den Betrieb auf Geheiss der Aufsichtsbehörden einstellen. Schliesslich ging die Bank - sie hatte den Namen inzwischen von EffectInvest in Diskont Bank geändert - 1998 wegen Überschuldung in Konkurs.

Die Bank der «Kings»

Fuhrmann Sarmiento wurde 1994 mit seiner EffectInvest Bank zum Bankier des European Kings Club. Das bestätigt der frühere Schwyzer Untersuchungsrichter Josef Dettling gegenüber dem «Tages-Anzeiger». Der Kings Club sammelte, mit seinem Pyramidensystem bis zum Zusammenbruch im Herbst 1994 rund 1,6 Milliarden Franken ein. 80 000 Kleinanleger machten - angelockt von den fantastischen Renditen - beim Kings Club mit - über 20 000 alten lein in der Schweiz. «Trotz den enormen Schwierigkeiten - und vielfältigen Versuchen, unsere Idee zu Fall zu bringen, ist es gelungen, die Aktienmehrheit einer Bank

zu erwerben», teilte der Club den Anlegern mit. «Jawohl. Alle Mandanten verfügen ab sofort über eine Bank! Ihre Bank! Der Name: EffectInvest Bank. Rund 30 000 Anhänger des European Kings Club eröffneten Konten. Allein 3000 Anleger aus dem Kanton Schwyz wurden Kunden.

Einige Monate zuvor hatte Alfred Fuhrmann Sarmiento Anfang 1994 eine «Investorengruppe» ins Haus geholt und ihr, wie in der Presse zu lesen war, 89 Prozent der Stammaktien verkauft. Der Notverkauf fand statt, nachdem die Bankenaufsicht der Bank die Fortführung der gesamten Geschäftstätigkeit untersagt hatte. Die Bank war so klamm, dass der eingesetzte Regierungskommissar mit den Gläubigern einen Schuldennachlass in der Höhe von 40 Prozent aushandeln konnte. Die neuen Miteigentümer wurden von einem Deutschen vertreten, der als Bezirksdirektor für den European Kings Club in Bayern aktiv war. Nach dem Verkauf an die Investorengruppe fanden in rascher Folge weitere Übertragungen von Aktien der Bank statt. Die Bankenaufsicht sei nicht in der Lage gewesen, «die tatsächliche Eigentümerstruktur der EffectInvest Bank AG zu ermitteln», hält der österrei-

chische Rechnungshof fest. Fuhrmann Sarmiento bestreite, trotz erdrückender Indizien - jeden Kontakt zu den Verantwortlichen des Pyramidenspiels.

Verfahren verliefen im Sande

Fuhrmann Sarmiento sieht sich und seine ehemalige Bank als Opfer kollektiven Betrugs, wie er gegenüber dem TA erklärt. Tatsächlich blieb seine Bank auf wertlosen Anleihen eines anderen Finanzinstituts sitzen, dessen Leiter untergetaucht war, nachdem er vor seiner Abreise noch den Tresor geleert hatte. Für die Platzierung der Anleihen hatte Fuhrmann Sarmientos Diskont Bank zuvor eine Verkaufsprovision von bis zu 15 Prozent vereinbart. Der Emittent der Anleihe musste für Spesen und Zinsen schon im ersten Jahr mindestens 21 Prozent des Anleihevolumens abliefern. Dass es sich um ein Höchststrisikogeschäft gehandelt hat, war offensichtlich.

Fuhrmann Sarmiento und sein Partner werden von der Untersuchung des Rechnungshofs belastet. Der Vorstand der Diskont Bank habe Auskünfte verweigert und bewusst falsche Aussagen gemacht, die geeignet gewesen wären, die für die

Dieter Behrings echte Verluste

Investoren haben mit Dieter Behrings Anlageprodukten Verluste erlitten. Die Sammelstiftung Provitas hat im Jahr 2001 Behring über 15 Millionen Franken anvertraut. Mehr als die Hälfte des Kapitals ist weg, wie die Zeitung «Cash» berichtet. Geld verloren haben schon 1991 Kleinanleger aus den neuen deutschen Bundesländern. Schuld sei ein Computervirus, erklärte Behring die Verluste damals.

Die tatsächlich erwirtschafteten Verluste stehen im Widerspruch zu den Behauptungen, mit denen die Vermittler von Anlagegeldern quer durch die Schweiz Kleinanleger anlockten. Im Durchschnitt fantastische 58,6 Prozent Rendite habe Dieter Behring mit seinem Hedge-Funds-System seit 1976 erzielt, behauptet eine Werbeschrift für Investoren. Doch Beweise - etwa Atteste unabhängiger Rechnungsprüfer - fehlen, wie der «Tages-Anzeiger» schon am 26. März berichtet hat. Die Baklin Finanz, eine Behring nahe stehende Vermögensverwaltungsfirma, erklärt in Werbeunterlagen kühn, Behring habe mit seinem System in keinem Jahr Verluste einstecken müssen. (mba/mza)

Einlagensicherung verantwortliche Instanz über den tatsächlichen Umfang der Eigenmittel zu täuschen. Vor der Konkursöffnung reichte schliesslich die Bankenaufsicht bei der Staatsanwaltschaft Wien eine Strafanzeige ein. Es bestehe der begründete Verdacht, die beiden Geschäftsführer der Bank hätten gegenüber dem Rechnungsprüfer falsche Aussagen gemacht. Doch die Bankiers blieben von diesem wie schon von früheren Anzeigen unbehelligt, weil - wie der Rechnungshof lakonisch feststellt - Verfahren entweder eingestellt oder gar nicht eingeleitet wurden.

Für Fuhrmann Sarmiento gilt die Einschuldsvermutung. Ob er je in der Schweiz als Bankdirektor tätig werden darf, ist trotzdem unsicher. Nach der Übernahme durch Dieter Behring Anfang 2003 hat die Eidgenössische Bankenkommission (EBK) die Lizenz der Redsafe Bank eingefroren. Und daran hat sich bis heute nichts geändert. Trotzdem sammelt Behrings Redsafe Investment Services AG Kundengelder mit dem Hinweis ein, das Unternehmen sei eine hundertprozentige Tochter einer Schweizer Bank. Dass die Bank nicht über die erforderliche Bewilligung verfügt, steht auf der Website nicht.

Dieter Behrings Karibik-Geschäfte

Er distanziert sich von den Firmen, in die Schweizer Anleger eine Milliardensumme investiert haben. Dokumente zeigen: Die Fäden ziehen doch Behring und sein Team.

Von Meinrad Ballmer und Marco Zanchi

Die vielen Anleger, die bisher überzeugt waren, dass sie dem Basler Hedge-Fund-Manager Dieter Behring Geld zur Vermehrung anvertraut haben, staunten in den letzten Tagen und Wochen nicht schlecht: Mit den zur Moore-Park-Gruppe gehörenden Firmen auf den Bahamas und den British Virgin Islands, an die ihr Geld geflossen ist, will Behring nichts zu tun haben. Weder sei er an den Firmen beteiligt, noch habe er oder hätten seine Angestellten irgendeine Funktion inne, erklärte Behring als Reaktion. Und weiter: «Diese Tatsache wurde auch früher nie anders kommuniziert.» Nichts hat sich demnach geändert.

Der Geldmanager sitzt in Basel

Investoren wurden bisher mit völlig anderen Informationen angeworben. Dem TA liegen mehrere Dokumente vor, die zeigen, dass Moore Park von Behring und demselben Team von Angestellten und Vertrauten geführt wird, die auch in der Schweiz aktiv sind. Gegenüber professionellen Hedge-Fund-Investoren nannte der Moore-Park-Verwaltungsrat Willy Wüthrich die Senior Manager von Moore Park für verschiedene Bereiche. Behring sei verantwortlich für vier der wichtigsten Bereiche, vom «Trading» bis zum «Reporting». Als weitere Moore-Park-Manager nennt das Dokument Thierry D. Schwyzer, Stephan Eglin, Heinz Suter und Willy Wüthrich. Die komplette Crew gehört zu Behrings wichtigsten Angestellten seiner Firmengruppe in Basel. Schlüsselfigur Willy Wüthrich leitet eine Behring-Zweigniederlassung in Winterthur. Wer mit dem Kopf der Moore-Park-Gruppe sprechen will, muss jedenfalls nicht in die Karibik fliegen, macht ein Werbeprospekt für Investoren klar. Der Hedge-Fund-Manager sei in 20 Minuten vom Flughafen Basel aus zu erreichen. Dasselbe gelte für den Fund Director, den Basler Rechtsanwalt Peter Weibel.

Dass die Moore-Park-Gruppe ein Vehikel von Behring ist, wollte der umstrittene Geldmanager bis zum Sommer des letzten Jahres nicht verbergen – im Gegenteil. Denn nachdem er Anfang 2003 die Redsafe Bank und damit auch die Marke Redsafe

von der Rentenanstalt gekauft hatte, liess Behring Moore Park in Redsafe Asset Management Ltd. umbenennen. Auch eine Reihe weiterer Unternehmen wurden mit der Marke Redsafe versehen.

Doch Behring hatte die Rechnung ohne die Eidgenössische Bankenkommission (EBK) gemacht. Für Firmen, die unter derselben Marke wie Behrings Bank, Redsafe, segelten, stellte die EBK harte Anforderungen an die Rechnungsprüfung. Dies hat der TA aus Behrings Umfeld erfahren. Wohl um die Auflagen der EBK nicht erfüllen zu müssen, erhielten einige der Redsafe-Firmen deshalb im gleichen Jahr erneut einen neuen Namen. Auch die Redsafe Asset Management Ltd. auf den Bahamas wurde wieder in Moore Park umbenannt. Behrings Starverkäufer Willy Wüthrich gibt heute noch Fonds-Prospekte ab, in denen der Name Redsafe nur notdürftig mit Moore Park überklebt ist.

Behrings Abgang

Wie Behrings Pressesprecher dem TA erklärt, habe Behring seine letzten Führungs- und Organfunktionen in Gesellschaften der Moore-Park-Gruppe im Sommer 2003 niedergelegt. Auch der Angestellte Wüthrich behauptet von sich, er habe seit Sommer 2003 keine leitende Funktion in einer Moore-Park-Gesellschaft mehr inne. «Seit dem gleichen Zeitpunkt bin ich an keinen Gesellschaften der Moore Park Group mehr beteiligt.» In Prospekten, die Wüthrich an interessierte Anleger abgibt, taucht er allerdings weiterhin als «President» von Fonds auf, die die eingesammelten Anlagegelder an Moore-Park-Gesellschaften weiterleiten.

Fakt ist, dass Hedge-Fund-Manager Dieter Behring mit den Vermittlern, die für die Moore-Park-Gruppe Anlagegelder in der Schweiz akquirieren, Hand in Hand zusammenarbeitet. Die durch hohe Provisionen motivierten Vermittler bringen die angeworbenen Interessenten in die regelmässigen stattfindenden Präsentationen Dieter Behrings, wo der Basler in einem brillanten Vortrag für sein Hedge-Fund-System wirbt. Behring leistet die Überzeugungsarbeit für sein System – die Kaufverträge für die konkreten Anlageprodukte schliessen in der Regel die Vermittler ab.

Stimmen Behrings Angaben, dann sind aus der Karibik gegen 100 Millionen Franken in einem einzigen Jahr in seine Kasse geflossen. Warum sollte er die Gans, die goldene Eier legt, aus seinem Einflussbereich entlassen? Behrings Millionen-Einnahmen – angeblich Lizenzentnahmen für seine genialen Hedge-Fund-Programme – stammen hauptsächlich oder ausschliesslich von der Geldmaschine in der Karibik.



BILO FABIAN RIASIO

Geldmanager Dieter Behring: Nach seinen Angaben werden gegen zwei Milliarden Franken mit seinem Handelssystem angelegt.

Behring-Angestellte behaupten, es gebe keine weiteren Lizenznehmer. Behrings Sprecher will dazu nichts sagen und beruft sich auf das «Geschäftsgeheimnis».

Weshalb legt Behring in jüngster Zeit so grossen Wert darauf, auf Distanz zur Moore-Park-Gruppe zu gehen? Während er mit seiner Tätigkeit als Hedge-Fund-Manager von Finanzmarktbehörden beaufsichtigt werden könnte, wird er als Softwarelieferant nicht kontrolliert, erklären Mitarbeiter seiner Firmengruppe. Doch das ist bloss

die harmloseste der möglichen Erklärungen. Behring könnte auch versuchen, mit dem Ausscheiden aus der Moore-Park-Gruppe jede Verantwortung für die Rückzahlung der bei Moore Park verwalteten Kundengelder von sich zu weisen. Die Distanzierung Behrings von den mit seinem System gemanagten Anlageprodukten hat betroffene Anleger jedenfalls alarmiert. Das Risiko für die Anleger ist hoch, die Transparenz der Anlageprodukte gering. Die Moore Park Investments auf den British Virgin Islands, das Unternehmen, von dem die Sicherheit der Anlagegelder letztlich abhängt, «legt ihre Bücher nicht offen und wird das auch in Zukunft nicht tun», heisst es in den Fonds-Prospekten lapidar.

Countdown bei Alitalia

Die Kasse der italienischen Airline erodiert. Nur ein Staatskredit kann Alitalia retten.

Von Oliver Meiler, Rom

Bei Alitalia, Italiens stark angeschlagener staatlicher Fluggesellschaft, läuft ein denkwürdiger Countdown: Im Januar lagen 500 Millionen Euro in der Kasse, Ende März war es die Hälfte, und per Ende Juni nur noch 150 Millionen. Der rapide Schwund der Liquidität infolge Marktschwäche und hoher Personalkosten erinnert an eine ähnlich fatale Spirale, die einst zum Grounding der Swissair geführt hatte. Und auch wenn Alitalia seit Wochen beteuert, sie sei noch immer in der Lage, die Rechnungen der Treibstoffbelieferer zu begleichen, schreibt die Tageszeitung «La Repubblica» von einem «Rennen gegen die Zeit». Im letzten Jahr belief sich der Verlust auf 520 Millionen Euro.

Etwas Luft verspricht sich die Airline von einem Überbrückungskredit in der Höhe von 400 Millionen Euro. Aufbrühen sollen ihn zwar die Banken, als Garant fungiert aber der Staat, so entschied jüngst die Regierung von Silvio Berlusconi. Doch selbst innerhalb des Kabinetts gab es Stimmen, die den Gefallen als unnütze Staatshilfe taxierten, die bestenfalls die Agonie des Betriebs etwas verlängern würde. Auch unter den Banken hält sich die Begeisterung in Grenzen. Reihenweise haben sie schon abgesagt. Bisher erachtete nur das grosse Institut Banca Intesa ihr zugesagtes Mitteln als eine Art patriotische Mission. Das Bankenkonglomerat Capitalia behält sich noch Bedenkzeit vor.

Furcht vor neuen Streiks

Auf mehr Tempo hoffen Alitalia und der Staat, der 62 Prozent an der Airline hält, in Brüssel. Noch steht die Bewilligung des Kredits seitens der EU aus. Den optimistischen Italienern wäre lieb, die Kommission würde bereits Anfang nächster Woche entscheiden; dann will der neue Alitalia-Chef Giancarlo Cimoli zusammen mit Ministern dem Brüsseler Prüfungsgremium seine Zukunftspläne unterbreiten. Darüber ist nach wie vor nicht viel bekannt. Laut Analysten hat Alitalia nur eine Chance, wenn sie drastische Kostenschnitte vornimmt: Die Rede ist von der Streichung von bis zu 7000 der derzeit rund 21 000 Stellen.

Ausserdem geistert die Möglichkeit einer Zerstückelung des Unternehmens herum. Einige Geschäftszweige sollen veräussert werden, für andere wird die Auslagerung angestrebt. Doch Alitalia sieht sich mit Gewerkschaften konfrontiert, die auf jeden Sanierungsplan mit Streiks reagieren. Allein im ersten Quartal 2004 verlor die Airline wegen Streiks einen dreistelligen Millionenbetrag.

Der Fall Behring: Was bisher geschah

26. März: Der TA setzt Fragezeichen hinter die deklarierten Renditen des Basler Börsengurus Dieter Behring. In Werbeprospekten wird behauptet, er habe seit 1976 mit seinem computergesteuerten Handelssystem Traumrenditen von durchschnittlich 58,6% pro Jahr erzielt. Das ist doppelt so viel, wie die besten Investoren der Welt schaffen. Beweise für seine spektakulären Gewinne bleibt Behring schuldig.

25. April: Die «Sunday Times» berichtet, dass Behring, der sich in kurzer Zeit ein kleines Bankenimperium zusammengekauft hat, für ein Dinner mit sechs Bekannten in einem Restaurant in London knapp 100 000 Franken ausgegeben hat.

20. Juni: Die «SonntagsZeitung» deckt auf, dass die Stiftung Pro Facile Gelder in einen Fonds auf den Bahamas investiert, der mit Behrings System arbeitet. Fachleute sprechen von «hochspekulativen» Investments. Die Basler SP-Stän-

derätin Anita Fetz und der Solothurner SP-Regierungsrat Roberto Zanetti treten als Stiftungsräte zurück.

24. Juni: «Cash» zitiert aus dem Revisorenbericht für einen mit Behrings Software verwalteten karibischen Fonds. Das Urteil ist vernichtend: Die Werthaltigkeit der Anlagen lasse sich nicht überprüfen.

26. Juni: Der TA zeigt auf, wie Fonds, die mit Behrings System gemanagt werden, über Finanzberater und Versicherungsagenten in der Schweiz teilweise illegal beworben werden.

27. Juni: Die «SonntagsZeitung» macht mehrere Konkurse von Behring-Firmen aus den Achtziger- und Neunzigerjahren publik. Behring und betroffene Gesellschaften reagieren auf die Vorwürfe: Behring distanziert sich von ihm nahe stehenden Investmentvehikeln und von deren Vertrieb. Er sei von ihnen unabhängig, liefere lediglich das Handelssystem.

1. Juli: Der TA deckt auf, dass Alfred Fuhrmann Sarmiento, einer der Direktoren von Behrings Redsafe Bank, Geschäftsführer der Pleite gegangenen österreichischen Diskont Bank war. Das Wiener Institut war Mitte der Neunzigerjahre die Bank des European Kings Club, des zusammengedackelten illegalen Pyramidensystems. Recherchen von «Cash» ergeben, dass die Pensionskassen-Sammelstiftung Provitas Behring 15 Millionen zur Verwaltung anvertraut hatte. Ein Jahr später war noch die Hälfte davon übrig geblieben. Behring weist die Schuld von sich. Niemand sei durch «rechts- oder absprachewidriges Verhalten zu Schaden gekommen».

2. Juli: Der TA berichtet, dass die Eidgenössische Bankenkommission die Entscheidung über die Banklizenz für Redsafe erneut vertagt hat. Behrings Redsafe Bank wartet seit eineinhalb Jahren auf die Betriebsbewilligung. (mza)

Behring verstrickt sich in Widersprüche

Ist der Basler Geldmanager Dieter Behring ein Opfer der Medien? Er spricht von einer Schlammeschlacht. Doch die wichtigsten Kritikpunkte konnte er bisher nicht widerlegen.

Von **Meinrad Ballmer** und **Marco Zanchi**

Der selbst ernannte Basler Hedge-Funds-Star Dieter Behring attackiert seine Kritiker. Die Kanzlei Franz A. Zölich & Partner hat Ehrverletzungsklagen gegen fünf Journalisten der Zeitungen «Tages-Anzeiger», «Sonntagszeitung» und «Cash» eingereicht. Auch in einem Interview mit der «Weltwoche» wehrt sich Behring. Doch der Selbstdarsteller, der sich mit den besten Hedge-Funds-Managern der Welt vergleicht, hat bis jetzt keine befriedigenden Antworten auf die wichtigsten Vorwürfe geliefert. Die Zweifel an seinem Geschäftsmodell und den publizierten Zahlen hat er nicht ausgeräumt. Zwischen den früheren Erklärungen von

Behring und seinen Geschäftspartnern und seinen heutigen Aussagen gibt es viele Widersprüche. Das sind die Fakten:

■ **Werbung mit exorbitanten Gewinnen:** Durchschnittlich 58,6 Prozent Nettorendite pro Jahr will Behring mit seinem Managed-Futures-System während 24 Jahren zwischen 1976 und 1999 erzielt haben. So steht es in Prospekten, mit denen Anleger angeworben worden sind (siehe Grafik unten). «Die Zahlen stimmen», erklärte Behring im März dem «Tages-Anzeiger». Gleichzeitig präsentierte er dem TA ein aktuelles Dokument. Darin wird behauptet, sein System habe von 1991 bis Februar 2004 eine durchschnittliche Bruttorendite von 57,85 Prozent pro Jahr geliefert. Heute distanziert er sich von diesen Zahlen und spricht von Nettorenditen «zwischen 0 und 35 Prozent».

■ **Nachweis für die Renditen fehlt:** Bis heute hat Dieter Behring keine unabhängigen Rechnungsprüfungsberichte vorgelegt, die seine Renditen bestätigen. Jetzt erklärt er, dass er von seinen Partnerfirmen bis Ende September eine Rechnungsprüfung durch eine der fünf grossen internationalen Revisionsgesellschaften verlange.

■ **Fonds ohne Zulassung:** Die Anlagevehikel, die mit dem System Behrings betrieben werden, haben Firmensitze in der Karibik und unterstehen deshalb nicht der Aufsicht der Schweizer Behörden. Doch alle wichtigen Entscheidungen fallen in Basel. Auch die Kunden – private und institutionelle Anleger – stammen hauptsächlich aus der Schweiz.

■ **Illegale Werbung:** In der Schweiz darf für Anlagefonds, die nicht zum Vertrieb zugelassen sind, nicht geworben werden. Wenn Vermittler von Behring-Produkten ungefragt Privatanleger ansprechen, ist dies illegal. Doch genau dies geschieht, wie Zeugen dem «Tages-Anzeiger» bestätigen. Der Grund dafür: Für den Verkauf der Anlagefonds erhalten die Vermittler sehr hohe Provisionen. Deshalb vermitteln auch Vertreter verschiedener Versicherungen und sogar Mitarbeiter von Banken ohne Wissen ihrer Arbeitgeber unter der Hand Behring-Fonds.

■ **Behring ist in die Akquisition von Anlegern persönlich involviert:** Die Fonds, Beteiligungsgesellschaften und Managed Accounts werden in der Schweiz und im Ausland von Firmen vermittelt, an denen er über Aktien beteiligt ist und die er mit Krediten mitfinanziert. Auch einzelne seiner Angestellten sind im Vertrieb der Anlageprodukte aktiv. An regelmässig stattfindenden Präsentationen in Basel stellt Behring sein System interessierten Anlegern vor, die die Kundenvermittler der Vertriebsfirmen nach Basel bringen. Mit institutionellen Investoren, wie zum

Beispiel der Pensionskassen-Sammelstiftung Providas, verhandelte er im Namen der Anlagefirmen persönlich. Heute sagt Behring, er wisse nicht, wer die Anleger sind, «diese Leute kenne ich nicht».

■ **Intransparente Firmen:** Die Anlagefirmen in der Karibik, zu denen das Geld der Investoren fließt, sind völlig undurchsichtig. Die Gesellschaft öffne ihre Bücher nicht und werde das auch in Zukunft nicht tun, heisst es in Prospekten über Moore Park, das Zentrum von Dieter Behrings Geldmaschine. Heute erklärt er, er wolle von Moore Park «möglichst schnell erste Fakten auf dem Tisch haben».

■ **Anlagefirmen werden von Basel aus gemanagt:** Dokumente belegen, dass Dieter Behring und seine engsten Mitarbeiter die wichtigsten «Senior Managers» von Moore Park waren. Nachdem er die Redsafe Bank gekauft hat, liess er letztes Jahr sogar den Firmennamen von Moore Park in Redsafe ändern. Dies ist ein Indiz für Behrings grossen Einfluss auf Moore Park. Die Marke Redsafe verwendete Behring bisher ausschliesslich für Firmen, die ihm zu 100 Prozent gehören. Im August 2003 wurde die Namensänderung wieder rückgängig gemacht, die Anlagefirma heisst seither wieder Moore Park. Heute sagt Behring, er sei an Moore Park weder beteiligt, noch habe er eine Funktion inne. Diese Tatsache sei «nie anders kommuniziert worden».

■ **Ununterbrochen hohe Gewinne und trotzdem Konkurse:** Seit 1976 will Dieter Behring mit seinem Managed-Futures-System jedes Jahr Gewinn erzielt haben. Trotz den enormen Renditen endeten in den 80er- und 90er-Jahren Firmen, an denen er beteiligt war, in der Pleite. 1990 ging er mit seiner Einzelfirma auch persönlich Konkurs.

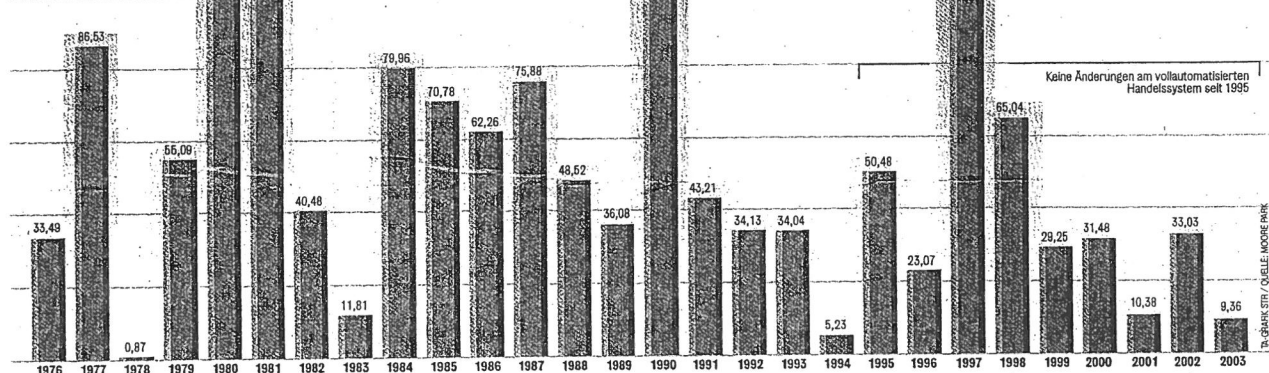
■ **Kunden erleiden Verluste:** Anders als die in Prospekten publizierten Renditezahlen glauben machen, haben Kunden mit dem System Behring in kurzer Zeit massive Verluste erlitten. So haben im Herbst 1991 ostdeutsche Anleger innert zweier Monate drei Viertel der investierten Gelder verloren, wie die Wirtschaftszeitung «Cash» damals berichtete. Schuld war ein Computervirus, rechtfertigte sich Behring. Auch die Sammelstiftung Providas hat 2002 innert Monaten 40 Prozent der investierten Gelder verloren. Kein Investor sei «durch rechtswidriges Verhalten zu Schaden gekommen», kommentiert der Geldmanager die Verluste.

Die Geldmaschine, die mit dem System Dieter Behrings betrieben wird, weist Züge auf, wie man sie von Schneeballsystemen kennt: extrem hohe Renditen, sattsame Provisionen für die Vermittler und ein Vertriebsnetz, das sich an uninformierte Privatanleger richtet. Beweise für ein Schneeballsystem liegen nicht vor. Für Behring gilt die Unschuldsvermutung. Doch solange keine unabhängigen Rechnungsprüfer die Renditen bestätigen, gelten sie als gut, um wahr zu sein. Noch ist es für die Finanzbranche ein Rätsel, wie das System Behring wirklich funktioniert.



Dieter Behring.

Jährliche Nettorendite Dieter Behrings
Vor Computer-Handelssystem (CTA) erwirtschaftete Rendite abzüglich der Gewinnbeteiligung von 30%.



Weiterer Bericht Seite 2

Behring: Zwei Drittel der Gelder sind weg

Über eine Milliarde Franken sind seit März aus dem Imperium Dieter Behrings verschwunden. Sind Verluste oder Rückzüge der Kunden die Ursache? Der Basler Geldmanager schweigt.

Von Marco Zanchi und Meinrad Ballmer

Der Basler Hedge-Fund-Manager Dieter Behring hat nach eigenen Angaben von März bis Juli zwei Drittel der mit seinen Systemen verwalteten Vermögen verloren. Eine Erklärung zu dieser katastrophalen Entwicklung verweigert er dem TA. Seit Ende 2000 sind nach den Aussagen Dieter Behrings und seiner Geschäftspartner die verwalteten Vermögen sukzessive

gestiegen: Sie haben sich von rund 700 Millionen auf 1,4 Milliarden Dollar verdoppelt – das entspricht 1,7 Milliarden Franken, die über die Handelssysteme an die Finanzmärkte geschleust worden sind. Nur vier Monate später sind es noch ganze 580 Millionen Franken, erklärt Behring der «Weltwoche». Ein Rückgang um über eine Milliarde (siehe Grafik). Ist das möglich? Falls alles mit rechten Dingen zugeht, kann ein Rückgang von Kundenvermögen nur zwei Ursachen haben. Entweder ist der Wert der Investitionen eingebrochen. Oder Anleger haben Kapital abgezogen. Oder eine Kombination davon: Der Marktwert der Investitionen ist als Folge von Fehlspekulationen an den Finanzmärkten abgeschmolzen, und die Kunden haben gleichzeitig Geld abgezogen. Der «perfekte Sturm» für einen Vermögensverwalter. Verschiedene einzelne Faktoren brauen sich an den Finanzmärkten zu einem unheilvollen Ganzen zusammen – ähnlich einer Naturkatastrophe.

Eine Milliarde löst sich in Luft auf

Anleger ziehen Geld ab, wenn die Performance nicht stimmt. Größere Fehlspekulationen können allerdings im Fall Behring nicht der Grund gewesen sein für einen Kapitalabfluss von rund 1 Milliarde Franken. Dies legen die ausgewiesenen Renditen von Behrings drei computerisierten Handelssystemen nahe:

Die wichtigste, «Equity Long/Short», besteht im Kauf unterbewerteter und Leerverkauf überbewerteter Aktien. So werden gemäss Behring derzeit 62 Prozent der Kundengelder gemanagt. Die Anlagekategorie weist für den Zeitraum zwischen März und Juni ein kumuliertes Minus von 3,4 Prozent aus.

Unspektakuläre Verluste erlitt in den letzten Monaten auch die Anlagetechnik «Equity Long only», die sich auf den Kauf von unterbewerteten Aktien beschränkt.

Das Managed-Futures-Geschäft hingegen brachte den Kunden von März bis Juni sogar einen kleinen Gewinn von 1,6 Prozent. Hier geht es um Investitionen in Terminkontrakte auf Währungen, Zinsen, Aktienindizes oder Rohstoffe.

Behring schnitt – sofern die Zahlen stimmen – im Branchenvergleich im Übrigen nicht schlechter ab als viele andere Hedge Funds. Behrings Resultate waren in dieser Zeit sicher nicht so schlecht, dass die Kunden Veranlassung gehabt hätten, in Scharen die Notbremse zu ziehen.

Bemerkenswert ist der Befund insofern, als Behring behauptet hat, mit seinem Handelssystem für Managed Futures zwischen 1976 und 2003 jedes Jahr Gewinn erzielt zu haben. Zwischen 1976 und 1999 weist er eine jährliche Rendite von durchschnittlich 58,6 Prozent aus. Und zwar netto, nach Abzug einer saftigen Gewinnbeteiligung von 30 Prozent. Über das ganze erste Halbjahr 2004 erzielte Dieter Behring dagegen mit all seinen Systemen Verluste.

Schnelle Rückzüge sind oft unmöglich

Wenn der Vermögensschwund nicht auf Fehlspekulationen zurückzuführen ist, müssen Kunden rund 1 Milliarde an Kapital zurückgezogen haben. Das ist erstaunlich, verzeichnete doch die Hedge-Fund-Branche dieses Jahr erneut Rekordzuflüsse.

Behring nannte in Interviews Presseberichte als Grund für Geldrückzüge. Zwar hat der TA am 26. März ein erstes Mal über die rätselhaften Renditen berichtet,

doch die Kontroverse in der Schweizer Presse ging erst am 20. Juni so richtig los. Die Zeitungsartikel hätten einen grossen Schaden angerichtet, es sei zu «erheblichen Geldabflüssen» in Produkten gekommen, die Gelder mit seinen Systemen verwalten, wurde Behring am 31. Juli in der «Finanz und Wirtschaft» zitiert. Tage zuvor, am 22. Juli, hatte Behring der «Weltwoche» gesagt, er rechne mit «grossen Rückzügen in verschiedenen Fonds, vor allem auch von grossen institutionellen Kunden». Behring weiter: «Erste Meldungen haben wir schon erhalten.» Wenige Wochen nach dem Beginn der Kontroverse in den Medien soll es bereits zu «erheblichen Geldabflüssen» gekommen sein. Kann das sein?

Alle Techniken, die Behring zu betreiben vorgibt, investieren in liquide Finanzinstrumente; das gilt mit Einschränkungen für Managed Futures und uneingeschränkt für Aktien. Investments liessen sich durch Veräusserungen der Instrumente folglich schnell zu Geld machen. Doch die Behring-Produkte sehen Kündigungsfristen vor, die bis zu mehreren Monaten reichen, häufig auf Ende eines Kalenderquartals. Zudem weisen manche der Produkte Mindesthaltefristen von bis zu mehreren Jahren aus. Dies geht aus zahlreichen Dokumenten hervor, die dem TA vorliegen.

Mitarbeiter von Vertriebsfirmen und unabhängige Vermögensverwalter bestätigen dem «Tages-Anzeiger», dass einzelne Kunden die Rückzahlung ihrer Investitionen eingefordert haben. Auszahl-

ungstermin ist in diesen Fällen laut den Verträgen der September. Auf Grund der Kündigungsfristen bleibt es ein Rätsel, wie in der Geldmaschine Dieter Behrings 1,7 Milliarden Franken in rund drei Monaten auf 580 Millionen haben abschmelzen können.

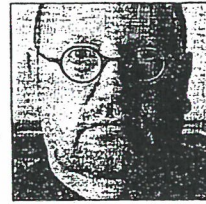
Behring: «Es kann alles passieren»

Jede Zeit hat ihre Helden, auch in der Finanzwelt. Waren es in den Neunzigern die Internet-Entrepreneure, sind es nun die Manager von Hedge Funds, die bewundert werden. Nirgends wird derzeit so schnell so viel Geld verdient wie in der geheimnis-

krämerischen Hedge-Fund-Branche. Die besten sind so gut, dass sie kein neues Geld mehr nehmen und ihnen anvertraute Vermögen an die Kunden zurückgeben. «Geschlossen» heisst das im Jargon. Zu den Besten zählt sich auch Dieter Behring: «Ich halte diesen Mann für einen der besten Hedge-Fund-Trading-Systementwickler dieser Tage. Da gibt es keine Frage!», rief er den 400 Zuhörern des

Basler Fondsforums im Januar 2004 zu. Behring zeigte dabei auf sein Konterfei, das an die Wand projiziert war.

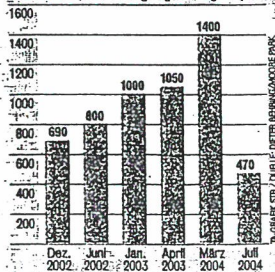
Wie konnten sich im System Behring in vier Monaten zwei Drittel der Kundengelder verpflichten? Der selbst ernannte Hedge-Fund-Star will keine Fragen des TA mehr beantworten. Doch der Meister hat die Zuhörer in Basel mit seinem Grundsatz für Hedge-Fund-Manager gewarnt. Dieter Behring: «Es kann immer und es kann alles passieren.»



Dieter Behring.

Mit Behring-Systemen verwaltetes Vermögen

In Mio. Dollar (nach Behrings eigenen Angaben)



An wen verkauft Behring wirklich?

Eine Londoner Briefkastenfirma mit einem Kapital von einem Pfund kauft das Imperium von Dieter Behring. Hinter ihr steckt eine inaktive kanadische Autohandelsfirma.

Von **Meinrad Ballmer**
und **Marco Zanchi**

Dieter Behring ist gestern vor die Medien getreten. Er stelle die Sache vor seine Person: «Ich habe mich unter dem äusseren Druck – contre cœur – entschlossen müssen, die von mir aufgebaute Firmengruppe zu veräussern.» Behrings beide Beteiligungsgesellschaften Schönkind Holding und Swisspulse Holding seien von der London Finance Group übernommen worden. Der Verkauf der «kerngesunden Firmen» sei ausschliesslich wegen der schwer wiegenden Vorwürfe erfolgt, die seine Reputation und Glaubwürdigkeit nachhaltig zerstört hätten. Behring: «Ich ziehe mich aus allen Organfunktionen zurück und werde nur noch eine Minderheitsbeteiligung von 7,74% an der neuen Gruppe besitzen.» Bedingung der Käuferschaft sei allerdings, dass er und sein Team für die Weiterentwicklung und den Support der von ihm entwickelten Anlagensysteme tätig blieben.

Von der Karibik aus gesteuert

Zum Verkaufspreis von Behrings Imperium äusserte sich der Entrepreneur nicht. Es sei Stillschweigen vereinbart worden. Die übernehmende London Finance Group LFG, eine Briefkastenfirma mit dem klingenden Namen, weist gerade mal ein Aktienkapital von einem Pfund auf. Gemäss Handelsregister wurde sie bisher von einer Moore Consulting von den Jungfernseln in der Karibik aus geleitet.

Die London Finance Group werde «mit einer amerikanischen Gesellschaft fusioniert, welche in Zukunft den Namen LFG International tragen wird», erklärte Behring an der Medienkonferenz. Tatsächlich hat eine kanadische Unternehmung, die in Vancouver domizilierte Unternehmung Can/Am Autosales, den Kauf der Londoner Firma LFG angekündigt.

Wie aus der Dokumentation der amerikanischen Börsenaufsicht SEC hervorgeht, handelt es sich bei Can/Am Autosales um «ein im Aufbau begriffenes Unternehmen ohne Geschäftstätigkeit, ohne Einkünfte, ohne finanziellen Rückhalt und mit limitiertem Vermögen». Diese Auskunft reichte das Unternehmen der Aufsichtsbehörde per 20. August 2004 ein. Ende Juni beziffert die Gesellschaft ihre liquiden Mittel mit 41 200 amerikanischen Dollar. «Unser Plan ist es», so das Unternehmen über das Internet und über Automaga-

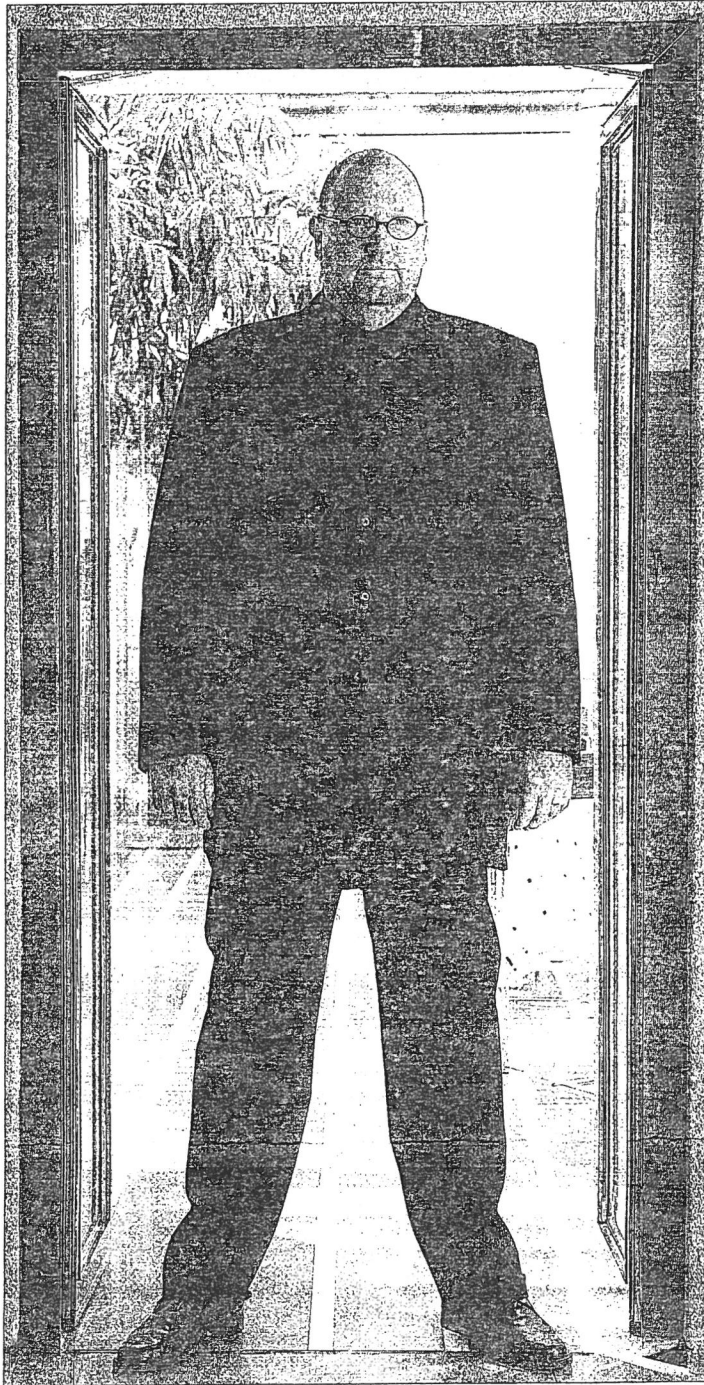


BILD ALESSANDRO DELLA BELLA

Auftritt im Hotel Widder: Dieter Behring verkauft sein Imperium.

zine Gebrauchtwagen an Privatpersonen in den USA und Kanada zu verkaufen. Im ersten Semester hat Can/Am Autosales einen Verlust von 16 245 Dollar eingefahren. Die Firma erklärt der SEC: «Es gibt erhebliche Zweifel bezüglich unserer Fähigkeit, als Gesellschaft weiter zu bestehen, da wir periodisch wiederkehrende Verluste erlitten haben und über keine bewährten Einnahmequellen verfügen.»

Beim Käufer von Behrings Imperium handelt es sich um eine praktisch leere Firmenhülle, deren Aktien am ausserbörslichen amerikanischen OTC-Markt handelbar sind. Erste Transaktionen erfolgten schon Anfang Juli. Im Laufe des Monats August ist die Firma für die Transaktion mit Behring vorbereitet worden. Am 10. August kündigte Can/Am Autosales die Ernennung des Griechen Kostas Stefanos Liapis zum Direktor an. Drei Tage später meldete das Unternehmen einen Split des Aktienkapitals und die zusätzliche Ausgabe neuer Aktien an. Am 17. August kündigte Can/Am Autosales den Kauf sämtlicher Aktien der London Finance an.

Ein Prominenter, viele Unbekannte

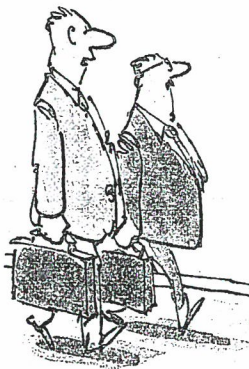
Wer wirklich hinter dem Kauf der Behring-Firmen steckt, war an der Medienkonferenz nicht zu erfahren. Bei der LFG International handle es sich, erklärte Behring, «um eine internationale Gruppierung von Investoren und Finanzleuten, welche im Energie-, Immobilien- und Schiffs-industriebereich Erfahrung hat». Sprecher der Firmengruppe und Chef der London Finance Group sei der Grieche Kostas Stefanos Liapis.

Dieter Behring über Liapis: «Wir verhandeln seit Anfang Juli. Herrn Kostas Liapis lernte ich vor über zehn Jahren zufällig in Basel kennen. seither hatte ich keinen Kontakt.» Er habe sich an Behring gewandt, nachdem er von der «Schlamm-schlacht» gegen ihn gehört habe. Liapis Familie hat seit beinahe 20 Jahren bei Behring investiert.

Liapis selbst bezeichnet sich in seinem Lebenslauf als international tätigen Geschäftsmann, der in den verschiedensten Branchen aktiv ist. Die Palette reicht von Immobiliengeschäften bis zur Finanzierung von Flugzeugen. Der Grieche stammt aus einer einflussreichen Familie. Er ist mit Michalis Liapis, dem griechischen Transport- und Energieminister, verwandt. Familiäre Bande bestehen auch zur einflussreichen Dynastie des heutigen Ministerpräsidenten Kostas Karamanlis.

Obwohl Kostas Stefanos Liapis, wie der «Tages-Anzeiger» in Erfahrung bringen konnte, sich derzeit in der Schweiz aufhält, trat er an der Medienkonferenz Dieter Behrings nicht auf. Der prominente Grieche hielt sich in jüngster Zeit mehrmals in Zürich auf. Hier soll er über sehr gute Verbindungen zu Spitzen der Schweizer Wirtschaft verfügt.

DAS EINZIGE REELLE AN SEINEM VERMÖGEN IST DER METALLWERT SEINER BRIEFKÄSTEN...!



Schoran

Was Behring und Stöhlker über Liapis erzählen, ist falsch

Einflussreich und schwerreich sei der Käufer von Dieter Behrings Firmenimperium. Doch was PR-Mann Klaus J. Stöhlker über den Griechen Kostas Liapis erzählt, erweist sich als falsch.

Von **Meinrad Ballmer, Marco Zanchi und Sofia Jordanidou, Athen**

Letzte Woche informierte der Basler Geldmanager Dieter Behring über den Verkauf seines Firmenimperiums. Als Käufer nannte er Kostas Stefanos Liapis. Behring: «Herr Liapis hat weltweit sehr gute Kontakte und kommt aus einer angesehenen griechischen Familie, welche in Politik und Wirtschaft tätig ist.» Aus gewöhnlich gut informierten Quellen im Umfeld von Dieter Behring war letzte Woche zu erfahren, Kostas Liapis sei mit dem griechischen Transportminister verwandt. Behring selbst erklärte gegenüber seinen Medienanwälten, dass «ein oder zwei» Cousins des Käufers in der griechischen Regierung sässen. Auf Grund der gleich lautenden Informationen aus verschiedenen Quellen fiel auch der «Tages-Anzeiger» auf die falschen Informationen herein.

Doch schon am Tag nach der Bekanntmachung des Behring-Deals sind die Zweifel gewachsen. Recherchen der Fernsehsehung «10 vor 10» in Griechenland ergaben, dass Kostas Liapis in Regierungskreisen unbekannt ist. Vom «Tages-Anzeiger» telefonisch befragt, erklärte Kostas Liapis, er sei nicht mit dem griechischen Transportminister Michalis Liapis verwandt. Seine Familie habe keinerlei Beziehungen

zu hochrangigen Politikern oder geistlichen Würdenträgern, weder in Griechenland noch in den USA.

Wie viel weiss Stöhlker über Liapis?

Klaus J. Stöhlker, der Sprecher von Kostas Liapis in der Schweiz, strickte zuvor munter an der schönen Legende über Behrings Geschäftspartner mit. Die Familie lege keinen Wert darauf, im Zusammenhang mit dem Behring-Deal genannt zu werden. Stöhlker: «Die Liapis-Familie hat viele Finanz- und Industriebeteiligungen in Griechenland.» Sie sei eine der fünf reichsten Industriefamilien des Landes. Das mag stimmen, bloss Stöhlkers Kunde, Kostas Stefanos Liapis, gehört nicht zur berühmten Dynastie. «Es handelt sich eindeutig um einen Fall von zufälliger Namensgleichheit», schreibt der Botschafter Griechenlands in der Schweiz dem «Tages-Anzeiger» und weist «angebliche Beziehungen zu einflussreichen Kreisen in Griechenland entschieden zurück».

Inzwischen stellt sich die Frage: Wie gut ist Klaus J. Stöhlker über seinen Kunden Kostas Stefanos Liapis informiert? Der von Stöhlker an die Medien verschickte Lebenslauf umschreibt den Griechen als Unternehmer mit breit gefächelter internationaler Erfahrung. Zu seinen Aktivitäten gehören angeblich Geschäfte in der Schifffahrts- und Reedereibranche sowie die Finanzierung und der Verkauf von Immobilien, Flugzeugen und Energieprojekten. Befragt nach dem Geschäftssitz und den konkreten Tätigkeiten der verschiedenen Liapis-Gesellschaften, verweigert der Sprecher Stöhlker eine Antwort.

«Bis zur Beendigung der Neustrukturierung der Behring-Gruppe» gebe Liapis keine weiteren Informationen ab. Stöhl-

ker: «Herr Kostas Liapis ist damit beschäftigt, die Grundlagen für den Aufbau einer Corporate Reputation zu schaffen.» Derweil geht das Rätselraten über die geschäftlichen Aktivitäten des Griechen weiter. In Griechenland ist Liapis als Unternehmer kaum bekannt, wie Recherchen der griechischen Nachrichtenagentur News er ergeben haben. Woher die Mittel stammen, die für den Kauf des Behring-Imperiums nötig sind, bleibt bislang schleierhaft.

Mit seiner Lion Energy Corporation war der Grieche bisher selbst auf der Suche nach Investoren. Für die Vermittlung von Anlagengeldern offerierte er eine Provision von 5 Prozent. Bei einem Besuch am Domizil der Gesellschaft in einem Vorort von Athen war niemand anzutreffen. Die Webseite des Unternehmens ist gelöscht.

Ein griechischer Millionär als Retter

Doch die Rolle als Retter in der Not hat Kostas Liapis in der Schweiz schon einmal – damals erfolglos – gespielt. «Nur noch der griechische Millionär kann Blondino retten», hiess 1992 eine Schlagzeile im «SonntagsBlick». Liapis sollte als Investor beim Boutiquenkönig Philipp Maeder einsteigen. Zwar gründete der Grieche eine Liapis Investment AG in Zug, doch der geplante Deal platzte. Maeder machte leichtsinnigen Konkurs und wurde wegen verschiedener Delikte zu drei Jahren Haft verurteilt. Die Basler Kantonalbank verlor damals rund 30 Millionen Franken. Der Skandal führte zu einem Köpferollen in der Direktion und im Bankrat des Staatsinstituts. Schwager und Kompagnon von Philipp Maeder war Peter Weibel, der langjährige Anwalt und Geschäftspartner Dieter Behrings.

Behrings dunkle Vergangenheit

Der in Untersuchungshaft sitzende Finanzjongleur Dieter Behring hat schon früher das Geld anderer Leute verspielt.

Zürich/Basel. - Behring konnte in Finanzkreisen kein unbeschriebenes Blatt sein. Als Versicherungsagent sammelte er bereits zwischen 1986 und 1990 systematisch Spargelder ein und offerierte dafür hohe Zinsen. Sein Trick damals: Er liess Kunden im Glauben, ihre Ersparnisse bei der Versicherungsgesellschaft UAP anzulegen. Doch das Geld blieb bei Behring - und ging verloren, wie dem TA vorliegende Kon-

kurs- und Gerichtsakten zeigen. Diese Praxis war illegal. Wer Kundengelder entgegennimmt und verzinst, untersteht der Aufsicht der Bankenkommision. Behring besass keine Banklizenz.

Rege benützte Hotline

Drei Tage nach der Verhaftung Behrings meldeten sich bei den Behörden weitere Anleger, die um ihre Einlagen bangen. Die Bundeskriminalpolizei richtete eine Hotline ein, auf der allein am Freitag rund 35 Anrufe entgegengenommen wurden. Laut Danièle Bersier, Sprecherin des Bundesamts für Polizei, hätten sich unterschiedlichste Anleger gemeldet - solche,

die geringe Summen investiert haben, aber auch solche, die um Millionen fürchten.

Eine Basler Anwaltskanzlei will eine Schutzgemeinschaft für Anleger gründen, die Geld in das Behring-System investiert haben. Man wolle Leuten, die um ihr Geld fürchteten, einen Schutz bieten, bestätigte Philip Baumann, Anwalt bei der Kanzlei Thomann und Fischer, am Freitag einen Bericht der «Basler Zeitung». Der Zürcher Anwalt Lucius Richard Blattner, der ebenfalls Investoren vertritt, sprach von «starken Indizien für ein Schneeballsystem».

Durch die Gründung einer Interessengemeinschaft könnten die Kosten für die Klienten gesenkt und die Diskretion er-

höht werden. Über die Zahl der Betroffenen und die Höhe der investierten Gelder sowie allfälliger Forderungen machte der Basler Anwalt Baumann keine Angaben.

Bei der Basler Staatsanwaltschaft, die eine Schadenssumme von mehreren Hundert Millionen befürchtet, gingen bisher drei Strafanzeigen gegen Behring ein. Diese stammten allesamt von Privaten, sagte Sprecher Markus Melz. Er bestätigte zudem, dass es sich beim zweiten Verhafteten um Beat Bangerter, den Inhaber einer Anlagefirma mit Niederlassungen in Basel, Zug und Zürich, handelt. Dieser soll Kunden für Behrings Finanzsystem angeworben haben. (TA/AP/SDA)

Zauberer Dieter Behring, Seite 25

Zauberer Dieter Behring: Schwupp, und das Geld war weg

Das Geld ist verschwunden. Das haben Anleger, die Dieter Behring ihre Ersparnisse anvertraut haben, schon früher erlebt. Banken und Behörden hätten gewarnt sein müssen.

Von **Meinrad Ballmer**

Rentner E. M. in Zürich hat Dieter Behring im August 1987 die stolze Summe von 300 000 Franken anvertraut. Bestimmt war das Geld für die Bezahlung von Lebensversicherungsprämien in den darauf folgenden Jahren, denn Behring war damals als Generalagent der UAP, einer grossen französischen Versicherung, in Zürich tätig. Doch drei Jahre später – Behring war inzwischen im Oktober 1990 Pleite gegangen – musste Rentner M. feststellen, dass Behring 210 000 Franken nicht an die Versicherung weitergeleitet hatte. Das Geld war weg.

Illegal Bank gespielt

So wie Rentner M. erging es rund 50 Kunden. Behring sammelte als Versicherungsagent systematisch Spargelder ein und offerierte dafür hohe Zinsen. So garantierte er zu einem Zeitpunkt, als der durchschnittliche Zinssatz von Spareinlagen bei 3,29 Prozent lag, satte 10 Prozent Rendite, wie aus dem TA vorliegenden Gerichtsakten hervorgeht.

Behrings Kunden waren der Überzeugung, ihre Ersparnisse bei der Versicherungsgesellschaft UAP anzulegen. Auf den Policen, die Behring – nach Darstellung der UAP – ohne ihr Wissen «fabrizierte», prangte in grossen Lettern das Wort «Sicherheit» neben einem Schweizer Kreuz.

In Tat und Wahrheit jedoch kamen die Zahlungen der geprellten Anleger nicht bei der Versicherung UAP an. Das Geld blieb bei Behring – und ging verloren.

Behrings Praktiken waren illegal. Wer Kundengelder entgegennimmt und verzinst, untersteht der Aufsicht der EBK. Eine Banklizenz hatte Behring selbstverständlich nicht. «Beim Anlagendeponat handelt es sich um ein Bankgeschäft, das von einer Versicherungsgesellschaft nicht betrieben werden darf», kommentierte die UAP später Behrings Geschäftstätigkeit: «Unsere Gesellschaft anerkennt für die Taten von Herrn Behring, die anscheinend einen strafbaren Charakter aufweisen, keine Verantwortlichkeit.»

Besonders raffiniert hat Behring damals Rentner und Jugendliche angeworben. Er verkaufte Jugendlichen, deren Adresse er anhand der Motorradnummer herausgefunden hatte, nicht bloss Lebensversicherungen, sondern überredete sie, ihre Ersparnisse bei ihm anzulegen. «Ich habe Dieter Behring 5000 Franken anvertraut, die ich mir in der Ausbildung zur Krankenschwester von mei-

B. war geschockt, als sie später ihr Vertrauen missbraucht sah. Ganze 60 Franken und 70 Rappen zahlte ihr das Konkursamt Bassersdorf aus. Ausserdem wurde ihr für die Ersparnisse aus ihrem Lehrlingslohn ein Verlustschein von 5760 Franken ausgestellt.

Behrings Gläubiger, darunter 50 Anleger, erhielten eine magere Konkursdividende von gerade mal 1,04 Prozent. Das Konkursamt Bassersdorf stellte für 1,7 Mil-

lionen Franken Verlustscheine aus. Der Zürcher Rechtsanwalt Kaspar Wespiprozessierte in der Folge für Rentner M. gegen die UAP, als deren Agent Behring aufgetreten war, und erreichte, dass die Versicherung den Grossteil der Forderung beglich. Andere Geschädigte wie B. verzichteten auf weitere Schritte und blieben auf ihren Verlustscheinen sitzen.

Vorwurf der Veruntreuung

Wie das Geld in Dieter Behrings Versicherungsagentur verschwunden ist, ist nicht geklärt. «Dieter Behring hat als Versicherungsagent Kundengelder veruntreut», sagt Rechtsanwalt Wespi. Zum gleichen Schluss kommt auch der Zürcher Jurist und Lehrer Thomas Luchsinger, der B. vertreten hat. Die um ihr Geld geprellte B. wirft Behring überdies vor, er habe ihr mit falschen Urkunden vorgetäuscht, ihre Ersparnisse lägen bei der UAP.

Dieter Behring, für den die Unschuldsvermutung zu gelten hat, weist alle Vorwürfe von UAP und Geschädigten weit von sich und bezeichnet die Pleite seiner Versicherungsagentur als normalen «unternehmerischen Konkurs». Alles sei rechtens und mit der UAP abgesprochen gewesen. Behrings Anwälte machen gegenüber dem TA überdies geltend, es habe zwar ein Strafverfahren in einem untergeordneten Sachverhalt gegeben. Dieter Behring sei aber freigesprochen worden.

Rätselhafte Renditen

Zu den unerklärten Rätseln Dieter Behrings gehört, dass er trotz den sensationellen Renditen seines Hedge-Fund-Systems, das er seit 1976 betrieben haben will, in mehrere Pleiten verwickelt war. In keinem einzigen Jahr habe sein System Verlust erzielt, behaupten Behring und seine Vertriebspartner. Für das Jahr 1990, als er mit seiner Einzel-firma Konkurs ging, weist er eine Jahresrendite von nur gerade 117,63 Prozent aus – netto versteht sich, nach Abzug seiner unbescheidenen Erfolgsbeteiligung von 30 Prozent. Nicht anders sieht es für die weiteren Jahre seiner unternehmerischen Tätigkeit aus. Die Creative Financial Consult (CFC), deren Teilhaber und leitender Direktor er war, machte mit hohen Renditeversprechen von sich reden. Als die CFC 1986 kurz nach seinem Ausscheiden Konkurs ging, produzierte Behrings fameses Handelssystem nach seinen Angaben einen Nettojahresgewinn von bescheidenen 62,26 Prozent.

1992 als Behring das Vermögen gutgläubiger ostdeutscher Anleger angeblich durch ein Computervirus verlor, will er mit seinem System immerhin noch 34,15 Prozent Gewinn auf den Anlagen erzielt haben.

Behrings Grössenwahn

Bescheiden war Dieter Behring bei der Darstellung seiner Leistungen nie. 85 Prozent aller Hedge-Fund-Manager seien Nieten, er selbst dagegen sei «einer der Besten, da gibt es keine Frage», erklärte Behring am Basler Fondsforum im Januar dieses Jahres. Ehrfürchtig hörten ihm bei seiner Selbstbeweihräucherung 400 Vertreter



Laudatio

für die Artikel
von
erschienen

**Enthüllungen im Fall Dieter Behring
Meinrad Ballmer und Marco Zanchi**
im Tages-Anzeiger zwischen März und Oktober 2004

Gerne spenden wir Beifall für Brillanz, für die spitze Glosse, für die grosse Reportage. Gerne applaudieren wir auch der Originalität: dem frischen Blick auf eine Sache, auf eine Person. Und Brisanz erheischt selbstverständlich ebenfalls Respekt.

Gemessen an diesen drei journalistischen Kriterien wirkt ein viertes, nämlich die Relevanz, fast schon ein bisschen angejährt. Sie erinnert an Pflicht statt Kür, sie hat etwas Schwarzbrötiges. Relevante Artikel fordern von uns, sie zu lesen – statt uns zum Lesen zu verführen.

Erst recht wollen wir deshalb eine durch und durch relevante Artikelserie preisen. Die beiden Wirtschaftsjournalisten Meinrad Ballmer und Marco Zanchi sind dem System Dieter Behring während Monaten auf der Spur geblieben. Sie haben aufgedeckt, dass der Hüne im schwarzen Anzug kein Magier, sondern ein Hochstapler ist. Sie liessen sich durch Prozessdrohungen und Klagen nicht beirren. Und ihre Recherchen hatten Wirkung. Während zuvor manche Medien Behring glaubten, während viele in der Finanzbranche auf ihn hereinfliegen, während die Bankenkommission zögerte einzugreifen, haben die beiden Journalisten nachgeforscht und letztlich – nicht als einzige, aber massgeblich – dazu beigetragen, Behring das Handwerk zu legen. Sie das taten dies, ohne auf den Mann zu spielen, obschon sich der grossspurige und mysteriöse Behring dazu wohl angeboten hätte. Doch die beiden blieben bei der Sache und verzichteten auf Häme und Moralisieren.

Sollten sie mit ihren Artikeln dazu beigetragen haben, dass wir angesichts einer wundersamen Geldvermehrung nicht mehr neidisch, sondern stutzig werden – dann haben sie zudem einen Pflock für den Wirtschaftsjournalismus eingeschlagen.

Fredy Gsteiger

Spenderliste

Dank der grosszügigen Unterstützung des Zürcher Journalistenpreises durch seinen Gründer, den Zürcher Presseverein (ZPV), sind die Kosten für Administration und Durchführung der Preisverleihung weitgehend abgedeckt.

Folgende Firmen und Organisationen (gestaffelt nach Höhe der Beiträge) haben die Ausrichtung der diesjährigen Preisgelder in verdankenswerter Weise ermöglicht:

Tamedia AG, Zürich
Orange Communications SA, Lausanne

Coop, Basel
UBS AG, Zürich

Ringier AG, Zürich

Credit Suisse Group, Zürich
Chocoladefabriken Lindt und Sprüngli AG, Kilchberg
Elektrizitätswerke des Kantons Zürich, Zürich
Unaxis Management AG, Pfäffikon

Adecco Management & Consulting SA, Glattbrugg
Schindler Management AG, Ebikon

Bank Hofmann AG, Zürich
IBM Schweiz, Zürich
Johann Jacob Rieter-Stiftung, Winterthur
Migros-Genossenschafts-Bund, Zürich
Neue Zürcher Zeitung, Zürich
Novartis International AG, Basel
Publicitas S.A., Lausanne
Rentenanstalt / Swiss Life, Zürich
Verband Schweizer Presse, Zürich
Zürcher Kantonalbank, Zürich

FIFA, Zürich
Karl Steiner AG, Zürich
Maxon Motor AG, Sachseln
Orell Füssli Wirtschaftsinformationen AG, Zürich
PricewaterhouseCoopers, Zürich
Schweizer Verband der Raiffeisenbanken, St. Gallen
Xanthippe Verlag, Zürich
Ziegler Druck- und Verlags-AG, Winterthur
Zurich Insurance, Zürich

Electrolux AG, Zürich

Hotel Schweizerhof, Zürich
Zürichsee Medien AG, Stäfa
Victorinox AG, Ibach

Swissmill Zürich Rivaz, Zürich

Die Blumendekoration an der Preisverleihung ist gespendet vom Blumengeschäft Martin Grossenbacher, Zürich.

Administrative Angaben

Jury	Fredy Gsteiger (Präsident) Susanne Mühlemann Dr. Felix E. Müller Margrit Sprecher Dr. Peter Studer
Stiftungsrat	Dr. Christoph Born (Präsident) Dr. Esther Girsberger Manuela Nyffenegger
Geschäftsstelle	Stiftung Zürcher Journalistenpreis Monika Menne Kirchweg 61 8102 Oberengstringen Tel. 044 750 29 68 Fax 044 750 29 43 E-Mail: zjp@dplanet.ch
Bankkonto	UBS AG Postfach 8098 Zürich Konto 230-208.241.40J Stiftung Zürcher Journalistenpreis